EWS
ElektrizitätsWerke
Schönau

Auf Papier / Nr. 19 / 2025

ENERGIEWENDE-MAGAZIN

www.ews-schoenau.de/magazin

Cesy Leonard

Wann hast du dich zuletzt mutig gefühlt?

Lesen Sie unter anderem:
Muscheln machen Meere munter + Im Miniwald wächst Zusammenhalt + Kinder fordern: Tut doch was! + Fridays wollen Superreichensteuer + Kleine Inseln, ganz groß gegen Müll + Genossenschaften machen Zukunft

SCHON ABONNIERT?

Erhalten Sie dreimal jährlich kostenlos
die Printausgabe des EWS Energiewende-Magazins.
Oder empfehlen Sie es Freund:innen – auch wenn sie keine
Kund:innen der EWS sind.

Ganz einfach über die Website bestellen:
www.ews-schoenau.de/abo-print
Oder direkt den QR-Code nutzen:

EDITORIAL

Liebe Leser:innen,

dass die Demokratie «nicht im Singular lebt», war einer der vielen pointierten Gedanken, die der Kabarettist Matthias Deutschmann anlässlich der Gedenkfeier für meinen Vater Michael mit uns teilte. Ein weiterer, dass es in einer Demokratie Sache der politischen Kultur sei, gesellschaftliche Übereinstimmung zu schaffen – mit der «zwanglosen Zwingkraft des besseren Arguments».

Bessere Argumente hat die genossenschaftliche Bewegung von jeher parat. Und dank dieser gelingt es ihr, immer neue Mitstreiter:innen zu gewinnen. Welche Rolle Genossenschaften bei der Transformation unseres Energiesystems zukommt, war Inhalt eines Gesprächs zwischen EWS-Vorstand Armin Komenda und Andreas Wieg, Leiter der Bundesgeschäftsstelle Energiegenossenschaften. Eine der wichtigsten Aufgaben – um das vorwegzunehmen – ist die Herstellung von Gemeinschaft vor Ort. Mustergültig führt dies eine Wiener Genossenschaft vor, die auf digitalem Wege grün produzierten Strom vermittelt, und zwar direkt zwischen kleinen Erzeuger:innen und ihrer Kundschaft. Ebenso engagiert widmet sich ein Verein aus Hamburg dem gemeinschaftlichen Handeln, indem er – in nachbarschaftlicher Manier, aber bundesweit – Brachen in biologisch wertvolle Miniwälder verwandelt. Die sorgen nicht nur für Artenvielfalt, sondern tragen auch im Kleinen dazu bei, das Klima zu verbessern.

Klimaschützer in großem Stil sind dagegen die Salz- und Seegraswiesen an und in den Küstengewässern der Meere. Eine zentrale Rolle für diese Biotope spielen zahlreiche Muschelarten: Sie bilden nicht nur Riffe, die die Wucht der Wellen bremsen, sondern filtrieren und klären auch das Wasser, was dem Wachstum der Meeresflora zugutekommt. Doch so groß der Nutzen der wundersamen, bislang viel zu wenig beachteten Muschelwelt ist, so besorgniserregend ist ihre Gefährdung durch die voranschreitende Erderwärmung, der wir dringend Einhalt gebieten müssen.

Doch das geht nur gemeinsam und solidarisch – und nur auf demokratischem Wege. Und weil «Demokratie nie fertig ist», inspiriert Cesy Leonard mit ihrer feministischen Initiative junge Menschen dazu, sich für sie einzusetzen – genauso wie für den Klimaschutz. In Zeiten, in denen auch die demokratische Gesellschaft droht, zu den gefährdeten Arten zu zählen, sollten wir uns bewusst machen, dass Demokratie nicht nur des gemeinschaftlichen Plurals bedarf, sondern auch «ein Tuwort ist», wie Leonard so treffend feststellt.

Ich wünsche Ihnen eine erkenntnisreiche und mutmachende Lektüre!

Sebastian Sladek
Herausgeber

INHALT

SEITE 6

MINIWÄLDER MIT MEHRFACHWIRKUNG

Aufforsten nützt nicht nur der Umwelt und dem Klima – der nachbarschaftliche Einsatz für Mikrowälder kann auch das soziale Miteinander stärken.

Eine Reportage von Katja Richter

SEITE 14

STADT, LAND, STROM

In Österreich bringt die Energiegenossenschaft «OurPower» Erzeuger:innen direkt mit Verbraucher:innen zusammen – zu fairen Preisen.

Ein Bericht von Florian Bayer

SEITE 20

GENOSSENSCHAFTEN: TREIBER DER ENERGIEWENDE

30 Jahre EWS und 15 Jahre EWS-Genossenschaft: Ein Gespräch über die genossenschaftliche Idee mit Armin Komenda und Dr. Andreas Wieg.

Interview von Boris Gotchev und Petra Völzing

SEITE 26

PLASTIK IM PARADIES

Tonnenweise Plastik in den Ozeanen gefährden das Leben unter Wasser. Auf den indonesischen Banda-Inseln werden nun Auswege gesucht.

Ein Bericht von Judith von Plato

SEITE 36

GROßE KLAPPE, VIEL DAHINTER

Riffbauer, Filtrierer, Klimaschützer: Muscheln formen Lebensräume – sind aber selbst durch die Klimakrise und Eingriffe in die Natur gefährdet.

Ein Bericht von Gunther Willinger

SEITE 48

ANDERSSEIN ALS SUPERKRAFT

Cesy Leonard inspiriert mit der Initiative «Radikale Töchter» junge Menschen dazu, sich für Demokratie, Solidarität und Klimaschutz einzusetzen.

Ein Porträt von Anne Backhaus

SEITE 56

WARUM WIR EINE KLIMAREGIERUNG BRAUCHEN

Nach den Wahlen wird an einer Koalition geschmiedet – doch Antworten auf die Klimakrise gibt es keine. Das muss sich schleunigst ändern.

Ein Gastkommentar von Ronja Hofmann, Fridays for Future

SEITE 58

FILM AB FÜR DIE ZUKUNFT

Wie erklärt man Kindern das Thema Nachhaltigkeit? Berliner Schüler:innen beschäftigten sich eingehend damit und finden ihre ganz eigenen Antworten.

Eine Reportage von Judith von Plato

SEITE 66

«GREIFE NICHT NACH DEN STERNEN …»

Der Kabarettist Matthias Deutschmann erinnert an den EWS-Pionier Michael Sladek: ironisch, nachdenklich – und voller Gedankensprünge.

Eine Hommage von Matthias Deutschmann

SEITE 70

IMPRESSUM

ZUM GLÜCK

MINIWÄLDER MIT MEHRFACHWIRKUNG

EINE REPORTAGE VON KATJA RICHTER
FOTOS VON KATHRIN SPIRK

AUFFORSTEN NÜTZT NICHT NUR DER UMWELT UND DEM KLIMA – DER NACHBARSCHAFTLICHE EINSATZ FÜR MINIWÄLDER KANN AUCH DAS SOZIALE MITEINANDER STÄRKEN.

Hamburg trägt norddeutsches Winterwetter, es ist ungemütlich kalt. Dicke Wolken verdunkeln den Himmel, die Abgase der vorbeifahrenden Autos kondensieren über den matschbraunen Fahrbahnen. Doch dann reißt das düstere Grau auf, ein Streifen Blau kommt zum Vorschein – und plötzlich taucht die Sonne alles in leuchtende Farben. Gleich hinter dem Eingang zum Eichtalpark im Stadtteil Wandsbek ebbt der Verkehrslärm ab; einige der Sträucher dort tragen noch kleine Schneekappen. Während auf der 29. Klimakonferenz im aserbaidschanischen Baku einige UN-Mitgliedstaaten vergeblich darum ringen, mehr als nur einen winzigen Minimalkonsens zur Begrenzung der Erderwärmung zu erreichen, lädt «Citizens Forests» heute schon zum vierzehnten Mal zur Rettung des Klimas ein.

Gut zwanzig Menschen haben sich trotz des launischen Wetters vor dem Gerätehaus im Stadtpark an der Wandse eingefunden. Man begrüßt sich hanseatisch zurückhaltend, die wenigsten kennen sich. Manche kommen zu zweit, darunter ein älteres Pärchen in klassischem Schwarz, das man eher auf einer Kulturveranstaltung vermutet hätte. Der Jüngste ist Otto. Ihm scheint etwas bange zu sein, schüchtern drückt er sich an die Beine seiner Mutter. Gunnar und Sandra haben ihre Hündin Meila dabei, die sich artig setzt und aufmerksam alles beobachtet. Annika ist zum ersten Mal dabei: «Ich wollte schon immer mal bei einer Pflanzaktion mitmachen – schön, dass sowas auch bei uns hier in der Stadt passiert!» Der heutige Termin im Stadtteil Wandsbek passt ihr perfekt. Sie wohnt in der Nähe und wollte die Gelegenheit nutzen, «etwas Sinnvolles zu machen, das einen Wert für die Zukunft hat».

Platz ist auf der kleinsten Fläche

Boris Kohnke, gelernter Lebensmitteltechniker und Webdesigner, steht in dicker Arbeitskleidung vor dem Gerätehaus. 2019 hat er mit Pascal Girardot den Verein Citizens

Setzlinge für einen Wald pflanzen kann jeder: Steffen Henneik (li.) ist schon Profi, Otto (re.) neu dabei.

Forests in Bönningstedt nördlich von Hamburg gegründet. Seine grauen Haare sind zum Pferdeschwanz gebunden, seine neongrüne Weste weist ihn als «Waldmacher» aus. Im Eichtalpark gibt er den Startschuss zu seiner vierzigsten Pflanzaktion. Er begrüßt die Gruppe und erklärt, was heute zu tun ist. Die Vorgehensweise seines Vereins ist simpel: Auf ungenutzten Grünflächen oder Brachen werden Bäume und Sträucher gepflanzt – meist im ländlichen Raum, aber heute eben in der Stadt. Die Bäume entwickeln sich in kürzester Zeit zu kleinen Wäldchen, binden Kohlendioxid, schaffen neuen Lebensraum für Tiere und verbessern das Mikroklima in ihrer Umgebung. Die Pflanzarbeiten übernehmen Freiwillige, bis zu zweihundert Personen sind manchmal dabei; heute sind es knapp dreißig. Die Flächen gehören Kommunen oder sind in Privatbesitz und werden dem Aufforstungsverein langfristig überlassen.

Für Kohnke ist ein Wald dann ein Wald, «wenn man nicht mehr durch ihn durchgucken kann». Dafür genügten 60 Quadratmeter, die Größe von vier bis fünf Parkplätzen. Nach oben gibt es keine Grenze. Die Hamburger Waldmacher:innen haben insgesamt schon über 7.000 Quadratmeter bepflanzt, 50.000 Pflanzen auf 40 Grundstücke verteilt.

Akira Miyawaki

Der japanische Pflanzenökologe und Botaniker Akira Miyawaki (1928–2021) führte bereits während seines Studiums an der Universität Yokohama Feldforschungen in vielen Regionen Japans durch. Er kartierte Relikte alter Wälder mit ursprünglicher Vegetation, die bis heute in der Nähe von Tempeln und Schreinen zu finden sind. Sie blieben von der Bevölkerung oft unberührt und konnten so über Jahrhunderte hinweg bestehen.

Miyawaki verfolgte mit seiner Methode auch soziale Ziele, die über die reine Aufforstung hinausgingen. Seine Pflanzaktionen richteten sich an Menschen jeglichen Alters und egal welcher Herkunft und sollten das Gemeinschaftsgefühl sowie das Bewusstsein für die Natur stärken.

Gute Vorbereitung für schnelles Wachstum

Nach der allgemeinen Einführung übernimmt Laura Austermühl. Die junge Frau mit dem gewinnenden Lächeln hält eine paar dünne Zweige mit einem Wurzelbart, fast so lang wie ihr Unterarm, in die Luft. «Wir pflanzen heute wurzelnackte Baumsetzlinge, aber auch Topfware, die hat uns die Stadt gestiftet. Eure Pflanzlöcher müssen immer so tief sein, dass die Wurzeln in voller Länge locker reinpassen», erklärt sie. Die Ökosystemmanagerin und Mutter von zwei kleinen Kindern stieß bei der Suche nach einem zu ihr passenden Ehrenamt auf Citizens Forests. Schon acht Mal hat sie mitgemacht, den heutigen Pflanztag hat sie erstmals selbst organisiert.

«Das Team ist super! Alle haben mich bei meiner ersten Aktion sehr unterstützt.»

Laura Austermühl, Ökosystemmanagerin und Organisatorin der Baumpflanzaktion

Die Gruppe macht sich auf den Weg, im Gänsemarsch geht es einen schmalen Pfad am Ufer des Bachs entlang. Hündin Meila springt aufgeregt nebenher. Nach wenigen Minuten erreichen die Waldmacher:innen in spe eine kleine Lichtung. Der Boden wurde dort bereits gelockert und mit organischem Material vorgedüngt. Auf der blanken Erde liegen die blattlosen Setzlinge, die Laura und einige der Mitglieder vorab nach dem Zufallsprinzip verteilt haben – drei bis vier Pflanzen auf einem Quadratmeter, viel zu dicht nach bisher gelehrter Praxis, bei der genau in dem Abstand gepflanzt wird, den die ausgewachsenen Bäume später benötigen werden.

Der Turbo-Wald aus Japan

Diese so ganz andere Methode folgt dem Prinzip der Miyawaki-Wäldchen, die der japanische Botaniker und Pflanzenökologe Akira Miyawaki in den 1970er-Jahren entwickelt hat. Die Dichte, so sein zentraler Ansatz, schafft Konkurrenz zwischen den Pflanzen, da alle so schnell wie möglich nach oben und ans Licht streben. Ein günstiges Mikroklima, das durch den engen Verband entsteht, fördert das Wachstum zusätzlich. Im Vergleich

Die Pflanzen stehen von Anfang an extra eng beieinander, denn die Konkurrenz um Licht und Nährstoffe fördert das Wachstum der jungen Bäume. Spätestens nach drei Vegetationsperioden entsteht eine dichte Grünfläche, in der die aufkommende Krautschicht keinen Platz mehr findet, um sich auszubreiten. So entwickelt sich in kurzer Zeit ein waldartiges Ökosystem. * Fotos: MIYA forest e. V.

zu einem gewachsenen Wald, der sich über Jahrzehnte schichtweise entwickelt, überspringt die Aufforstung nach der Miyawaki-Methode ein paar Schritte und bildet schon nach wenigen Jahren ein dichtes Laubdach. Nach nur zirka drei Jahren entsteht ein autarker Naturraum. Und bereits zwei Jahrzehnte später soll ein solcher Mikrowald denselben ökologischen Wert aufweisen wie ein zweihundertjähriger Urwald, der noch nie von Menschen gestört worden ist. Wissenschaftliche Belege dafür sind rar, da die Methode lange in Vergessenheit geraten war und erst vor knapp zehn Jahren durch das Engagement von Shubhendu Sharma unter dem Namen «Tiny Forests» neuen Auftrieb bekam. Der indische Ökounternehmer pflanzte gemeinsam mit Miyawaki seine ersten Bäume. Die Wachstumserfolge faszinierten ihn so sehr, dass er sich seitdem hauptberuflich und weltweit für Tiny Forests einsetzt.

Miniwälder fördern die Biodiversität

Im Unterholz aus schattenverträglichen Kleingewächsen entsteht Lebensraum für Tiere wie Igel, Kröten oder Vögel. Die kleine Wildnis in der Stadt fördert die urbane Biodiversität – und mehr Vielfalt ist wichtig, damit sich die Natur leichter an die schnell voranschreitende Klimaerwärmung anpassen kann.

Für das zukünftige Wäldchen werden über 20 unterschiedliche Arten standortheimischer Bäume und Sträucher gepflanzt, insgesamt rund 300. Neben der Haselnuss findet sich eine bunte Mischung aus einheimischen Gehölzen: orange-pinke Pfaffenhütchen leuchten, das rötliche Holz des Hartriegels und auch die letzten Blätter an einer Wildrose sind zu entdecken. In der Winterzeit wachsen die unbelaubten Gehölze am besten an. Bis zum Frühjahr bilden sie dann ausreichend viele Feinwurzeln aus, um Wasser und Nährstoffe aufnehmen und austreiben zu können.

Die Pflanzen stammen aus regionalen Baumschulen, die es in Norddeutschland in großer Zahl gibt. Viele sind gespendet, manche über Spenden an den Verein oder Crowdfunding finanziert. Die Freiwilligen verteilen sich auf der knapp tennisplatzgroßen Fläche und beginnen mit der Arbeit. «Wir nehmen als Erstes die Hasel», beschließt Sandra und schnappt sich ein Bündel der langen Stecken. Meila wühlt mit vollem Körpereinsatz an der von Gunnar gezeigten Stelle, Erdklumpen fliegen durch die Luft, aufgeregt steckt die Hündin immer wieder die Schnauze in das schnell größer werdende Loch.

Einige Meter weiter wuchtet Raffael beherzt den Spaten in den Boden, tritt kräftig mit dem Stiefel auf den Rand des Blatts, hebelt den Aushub geschickt zur Seite. Schnell ist die gewünschte Tiefe erreicht, er nimmt den Setzling und versenkt das Wurzelwerk ins Loch. Mit der anderen Hand schippt er die Erde wieder an ihren Platz und tritt sie mit der Hacke fest. «Normalerweise würde ich bei so einem Wetter und am Samstag noch im Bett liegen», erzählt der junge Mann. Aber er ist gerne an der frischen Luft, möchte etwas für den Umweltschutz machen – und saß darum heute schon frühmorgens und voller Vorfreude im Bus.

Nicht allen Helfenden fällt das Graben so leicht, das ältere Ehepaar schuftet gemeinsam, etwas abseits, am Rand der Lichtung. Die Schaufel dringt nur schwer in die feuchte Erde, und die richtige Aushebetechnik will auch erstmal geübt sein. Sie halten sich immer wieder aneinander fest und arbeiten sich Stückchen für Stückchen voran. Auch für den kleinen Otto wächst sich das Graben zur Herkulesaufgabe aus, die er mit viel Eifer und mütterlicher Unterstützung angeht.

Aktiv werden – ganz ohne Vorkenntnisse

Annika hat ihren ersten Baum schon gepflanzt. Zufrieden schiebt sie ihre Mütze ein wenig aus der Stirn. Auch sie hat die Arbeit ordentlich Kraft gekostet. Steffen gesellt sich dazu und zieht seine erdverschmierten Arbeitshandschuhe aus. «Bei uns können alle mitmachen. Es braucht kein gärtnerisches Vorwissen, und jede Person arbeitet so, wie es für sie passt», erzählt der Verkaufsleiter aus Bönningstedt. Er ist seit fünf Jahren ein Waldmacher «mit Herz und Seele». Seine Tochter hatte ihm, weil er schon immer gerne im Forst unterwegs war, eine Mitgliedschaft bei Citizens Forests zu Weihnachten geschenkt.

Steffens Schule lag am Rande eines Waldes, und auf Bäume klettern zählte zu seinen Lieblingsbeschäftigungen; später kam mit Biologie als Prüfungsfach das fachliche Interesse dazu. Beim Pflanzen der Bäume ist ihm der Umweltaspekt am wichtigsten: «Das ganze CO_2 fliegt uns um die Ohren! In Schleswig-Holstein gibt es viel zu wenig Bäume, nur elf Prozent der Fläche sind bewaldet, das Land will auf ‹phänomenale› zwölf Prozent aufforsten. Da muss man doch als normaler Mensch was beitragen.»

Kommunen beim Klimaschutz unterstützen

Bäume sind natürliche Kohlenstoffsenken: Für ihr Wachstum nehmen sie Kohlendioxid aus der Luft auf und speichern es in ihren Zellen. Wenn das Holz verbrannt wird, entweicht das klimaschädliche Gas wieder. Auch der natürliche Zerfall von Totholz setzt Kohlendioxid frei. Um die riesigen Mengen an von Menschen verursachten Treibhausgasen wieder aus der Atmosphäre zu entfernen – und schlussendlich die internationalen Klimaziele zu erreichen –,

Bevor die Pflanzaktion beginnt, gibt es für alle am historischen Gerätehaus im Eichpark eine Einführung in Theorie und Praxis.

gilt es, neben der Begrenzung der Emissionen jede Menge natürlicher Kohlenstoffsenken zu schaffen. Aufforstungen sind dabei ein wichtiger Baustein. Nach Berechnungen der Technischen Universität München kann ein Großbaum, wie beispielsweise eine Linde von 80 Jahren, rund 160 Kilogramm Kohlendioxid pro Jahr aus der Luft entnehmen. Je größer die Blattmasse und je besser die Lebensbedingungen, umso mehr Kohlenstoff kann ein Baum binden.

Pflegeleichtes und artenreiches Stadtgrün

Wie viel CO_2 mit den Miniwäldchen langfristig gespeichert werden kann, hängt vom Standort und Alter der Anlage ab. In Europa laufen mehrere Studien dazu, die belegen könnten, dass durch die naturnahe Pflanzung mehr Kohlenstoff gebunden wird als auf unbewaldeten Grünflächen vergleichbarer Größe. Die Miyawaki-Initiativen sind zuversichtlich, dass dieser Nach gelingt.

Die urbanen Mikrowälder leisten einen kleinen, aber wichtigen Beitrag, um das Klima in der Stadt zu verbessern und für mehr Artenvielfalt zu sorgen. Für die Kommunen sind die dicht bewachsenen Inseln kostengünstiger als andere Grünanlagen: Der Verein kommt für Pflanzung, Material und Fertigstellungspflege auf, langfristig ist keine weitere Pflege mehr nötig.

Boris Kohnke geht es gelassen an, spricht hier, schaut da und hält sich ansonsten im Hintergrund. Er ist der ruhende Pol im geschäftigen Treiben. Wenn er nicht gerade bei Pflanzaktionen teilnimmt, füttert er die Vereinswebsite mit aktuellen Informationen, betreibt Öffentlichkeitsarbeit und sammelt Spenden.

Sein Ziel ist ein deutschlandweites Netzwerk an lokalen Aufforstungsgruppen, kostenlos beraten und unterstützt von Citizens Forests. 50.000 Bäume und Sträucher hat der Verein seit seiner Gründung gepflanzt, 2.500 Leute haben dabei geholfen. Im Magazin Der Spiegel kam Kohnke zum Jahresanfang 2025 unter die «100 Menschen, die Hoffnung machen».

«Aufforsten soll ein ganz normaler Teil des gesellschaftlichen Lebens werden.»

Boris Kohnke, Mitbegründer und Vereinsvorsitzender von «Citizens Forests»

Schon nach einer guten Stunde stecken fast alle der insgesamt 300 Jungpflanzen senkrecht in der Erde, Steffen und Boris holen mit den Schubkarren Mulchmaterial. Damit wird der Boden vor Austrocknen und Überwucherung geschützt. In der winterlichen Anwuchsphase ist keine weitere Pflege nötig; erst nach einem Jahr werden sich die Citizens-Forests-Mitglieder wieder treffen, um eingeflogene, zu stark wuchernde Sämlinge zu entfernen.

Annika Bauer sucht schon länger eine sinnvolle Aufgabe in ihrer Umgebung. Ihre erste Pflanzaktion motiviert sie, ab jetzt öfter mitzumachen.

Selbstwirksamkeit erleben, Verhalten ändern

Jetzt ist Endspurt angesagt. Länger als zwei Stunden darf eine Aktion nicht dauern, dann fangen die ersten Helfenden an abzuwandern, so die Erfahrung von Altpflanzer Boris Kohnke. Pflanzerlehrling Otto hat sich – stolz, aber erschöpft – bereits verabschiedet. Die Grüppchen haben sich aufgelöst, alle sind eifrig dabei, die Mulchschicht um die dünnen Stecken zu verteilen. Jetzt wird Hand in Hand gearbeitet – und bald schon ist auch dieser letzte Arbeitsschritt getan. Nachdem alle Geräte eingesammelt sind, kündigt Laura noch einen kleinen Umtrunk an.

«Am Pflanztag entsteht ein großes Gemeinschaftsgefühl.»

Steffen Henneik, Waldfreund und Mitglied bei «Citizens Forests»

Schon nach den ersten gemeinsamen Aktionen hat Steffen herausgefunden, dass der soziale Aspekt für ihn viel größer und wichtiger ist als erwartet. Für ihn ist es die erlebte «Selbstwirksamkeit», die ihm Hoffnung macht. Er habe bei sich eine Bewusstseinsveränderung bemerkt: «Man achtet plötzlich mehr darauf, was man konsumiert. Es sind kleine Entscheidungen – wenn zum Beispiel ein Pulli kaputt ist, schaut man vielleicht, ob man das nähen lassen kann, statt einen neuen zu kaufen. Oder man legt im Sommer mal was ohne Fleisch auf den Grill.» Besonders imponiert ihm das Nachbarschaftliche, Solidarische – und dass nichts davon kommerziell ist: «Das habe ich so vorher nicht erlebt.»

«Ich habe gemerkt, wie viel man als Bürgerin in einer Demokratie gestalten kann.»

Lena Schelski, Mitglied bei «Citizens Forests»

Die Lehrerin Lena Schelski, die wegen einer Erkältung erst später zum Pflanztrupp gestoßen war, ergänzt: «Gerade für Kinder ist das Erlebnis sehr wertvoll.» Sie ist seit 2021 Mitglied im Verein und organisiert inzwischen selbst Aktionen. Kürzlich hat sie mit Schulkindern vor der eigenen Schule einen Miniwald aus 1.200 Bäumen gepflanzt. «Die kommen jetzt jeden Tag an ihrer Pflanzung vorbei und sehen, wie sie wächst. Wenn sie später groß sind, ist ihr Wald es auch.»

Das Engagement für den Umweltschutz hat Lena inspiriert – und zu Größerem angestiftet: «Ich bin jetzt ganz viel mit Politik unterwegs, habe eine Ausstellung in der Bücherhalle organisiert, halte Vorträge.» Mal auf einer Versammlung aufzustehen, mit Politikern oder der Bürgermeisterin persönlich zu sprechen – das hätte sie sich vorher nicht zugetraut.

Alles ist erledigt, die Gerätschaften sind wieder gereinigt und eingepackt. Unter der schützenden Mulchschicht können die Setzlinge nun anwachsen. Die Baumpflanzer und Waldmacherinnen machen sich auf den Rückweg, die Stimmung ist gelöst.

Gemeinsam das Geleistete genießen

Im Gerätehaus warten heißer Tee und von Laura selbst gebackene Kuchen. Hier wirkt es im Vergleich zur Winterkälte draußen fast schon warm, Lichterketten sorgen für zusätzliche Gemütlichkeit. Man hilft am Buffet, empfiehlt sich gegenseitig Mandelkuchen oder Brownies und gießt Heißgetränke in durchgereichte Becher. Die bereitgestellten Bänke sind schnell besetzt, der Rest der Mannschaft lehnt mit dampfenden Tassen an den Wänden, viele Backen sind von der Kälte gerötet. Meila versucht den angewiesenen Platz zu halten und schnüffelt neugierig ob all der Gerüche. Mit von sich gestreckten Beinen sitzt Boris in der Runde und schaut zufrieden drein, während Laura allen noch einmal mit herzlichen Worten für die Unterstützung dankt.

Die Setzlinge werden wachsen und das Mikroklima und die Artenvielfalt im Eichtalpark verbessern – wenn sie sich gut entwickeln. Für dieses Jahr ist die Vereinsarbeit getan, für das kommende Frühjahr sind neue Pflanzungen geplant, erste Flächen stehen kurz vor der Freigabe. Annika und Raffael freuen sich bereits auf ihre nächste Aktion. Dann werden sie den Neulingen schon im Detail erklären können, wie so ein Miniwäldchen funktioniert und was dafür zu tun ist. Oder sie helfen am Infotag und berichten Interessierten von ihren Erfahrungen. Bis zum großen Vernetzungstreffen im Sommer 2025, das der Verein gemeinsam mit der Initiative «Stadtbäume statt Leerräume» in Erfurt organisiert, sollen jedenfalls viele neue Mitglieder dazukommen – und so manches kleine Wäldchen auf vormaligen Brachen entstehen.

Weitere Texte aus der Rubrik «Zum Glück» finden Sie online: www.ews-schoenau.de/magazin/zum-glueck

Mitbegründer Boris Kohnke wünscht sich Waldpflanzaktionen überall in Deutschland.

ZUM GLÜCK

STADT, LAND, STROM

EIN BERICHT VON FLORIAN BAYER
FOTOS VON PATRICK MÜNNICH

EINE KLEINE REVOLUTION AUF DEM ÖSTERREICHISCHEN ENERGIEMARKT: DIE ENERGIEGENOSSENSCHAFT «OURPOWER» BRINGT ERZEUGER:INNEN DIREKT MIT VERBRAUCHER:INNEN ZUSAMMEN – ZU FAIREN PREISEN.

Ob dann auch Strom aus Gas und Atomkraft aus seiner Steckdose käme? Die Frage von Thomas, einem Solararchitekten, wirbelt die bisher ruhige Veranstaltung etwas auf. Und sie scheint berechtigt – gerade im Winter, wenn die Sonnenstunden zurückgehen und insgesamt mehr Energie aus Gaskraftwerken gebraucht wird. «Egal was kommt, wir speisen immer 100 Prozent erneuerbaren Strom ins Netz ein, auch im Winter.» Die Antwort von Hemma Bieser, Vorständin bei «OurPower», fällt eindeutig.

Bieser ist Mitgründerin von OurPower, einer jungen Wiener Energiegenossenschaft. Ihr Angebot: ein digitaler Marktplatz, auf dem grün erzeugter Strom gehandelt werden kann. Und zwar direkt zwischen kleinen Energieerzeuger:innen und ihren Stromkund:innen. Beide Seiten profitieren davon. Wer etwa über eine PV-Dachanlage Strom einspeisen will, freut sich, nicht auf die großen Energiefirmen als Abnehmer angewiesen zu sein, deren Konditionen oft unattraktiv sind. Und beim Stromkauf darf man sicher sein, grünen und regional produzierten Strom zu erhalten. Auf diese Weise können beide Seiten gezielt die Energiewende vorantreiben.

Dass sich viele Menschen Gedanken machen, woher ihr Strom kommt, zeigt sich auch an diesem Novemberabend beim Tag der offenen Tür im Wiener Büro der Genossenschaft. Hier treffen neugierige Städter:innen auf erfahrene Energiepionier:innen, die schon seit Jahrzehnten in der Branche tätig sind. In den Gesprächen merkt man: Spätestens seit dem Ukrainekrieg und dem drastischen Anstieg der Strompreise – in Österreich zeitweise um das Zehnfache – blicken viele genauer auf ihre Energierechnungen.

Wenn Strom ein Gesicht bekommt

Auf einem großen Bildschirm zeigt Natascha Fenz, die Leiterin der Produktentwicklung, wie der digitale Marktplatz von OurPower funktioniert. Nach Eingabe von Wohnort, Netzbetreiber, ungefährem Stromverbrauch und der persönlichen Präferenzen – mehr Wind-, Wasser- oder Solarenergie? – erstellt das System eine Liste von passenden Angeboten. Auf einen Blick ist erkennbar, wer den Strom anbietet, wo er produziert wird – und natürlich auf welche Weise. Naheliegend und attraktiv sei es für viele, auf Strom aus der eigenen Region zu setzen, berichtet Fenz.

Das Besondere an der Online-Plattform: Die Erzeuger:innen legen ihre Preise selbst fest. «Manche mit alten, abbezahlten Anlagen freuen sich, ihren Strom für einen Cent pro Kilowattstunde abzugeben», erklärt Fenz dem interessierten Publikum. «Andere müssen noch Kredite tilgen und brauchen zehn Cent.» Dazu kommt ein Aufschlag von derzeit 4,5 Cent, mit dem OurPower die Kosten der Marktschwankungen ausgleicht und eigene Einnahmen erzielt.

«Unser Job ist es, immer mehr Produktion als Nachfrage auf dem Marktplatz zu haben.»

Natascha Fenz, Leiterin der Produktentwicklung bei «OurPower» in Wien

Die kritischsten Fragen drehen sich auch beim Tag der offenen Tür ums Geld und die Versorgungssicherheit. «Was passiert eigentlich, wenn ein Wasserkraftwerk wegen Hochwasser ausfällt?», will eine Besucherin wissen. Mitarbeiterin Fenz beruhigt: Man habe über 400 Erzeuger:innen im Netzwerk. «Unser Job ist es, immer mehr Produktion als Nachfrage auf dem Marktplatz zu haben. Wenn ein Kraftwerk ausfällt, können andere einspringen.» An Energie mangelt es nicht. 2024 hatte OurPower rund 20,8 Gigawattstunden Strom aus Solar, Wind, Biomasse und Wasserkraft im Angebot.

Die genossenschaftliche Struktur garantiert dabei Teilhabe – und optimale Bedingungen: Alle Mitglieder können bei der jährlichen Generalversammlung mitentscheiden. «Wir sind keine anonyme Stromfirma», betont Mitgründerin Hemma Bieser. «Bei uns sitzen Erzeuger und Verbraucher gemeinsam am Tisch und handeln faire Preise aus.» Diese gelten dann auch gleich fürs volle Kalenderjahr.

Der erwähnte Marktplatzbeitrag hilft, die Schwankungen im Lauf des Jahres auszugleichen. Bei einem Überangebot im Netz verkauft OurPower an andere Stromunternehmen. Ziel ist es aber, den Strom möglichst nur an die eigenen Kund:innen zu verkaufen – zu einem für beide Seiten annehmbaren und konkurrenzfähigen Preis.

Selbst entscheiden, wohin das Stromgeld fließt

OurPower wurde 2018 gegründet, um die Energiewende von unten voranzutreiben. Die Idee entstand aus der Enttäuschung über den verkrusteten Strommarkt. «Wir wollten nicht weiter nur über die Energiewende reden, sondern ins Tun kommen», erinnert sich Hemma Bieser. Jahrelang hatte sie Energieunternehmen und das öster-

Hemma Bieser, Johann Moser und Ulfert Höhne vor einem der ersten österreichischen Windräder.

Die Mischung aus frischen Ideen und Erfahrung sorgt für neue Perspektiven: Neben den Vorständ:innen gehören zum OurPower-Team unter anderem der Junior-Entwickler Arjun Singh (li.), die Leiterin der Produktentwicklung Natascha Fenz (2. v. re.) und der Praktikant Marko Odörfer (re.).

reichische Bundesministerium für Klimaschutz beraten. «Es ging meist nur um Technik und Technologie, kaum um Menschen und soziale Innovation, das, was uns hingegen wichtig ist.»

Ulfert Höhne, Mitinitiator und Co-Vorstand, hatte ähnliche Erfahrungen gemacht. Als einer der Gründer der österreichischen «oekostrom AG» wollte er, dass Kund:innen mit ihrer Kaufentscheidung bestimmen können, wohin ihr Geld fließt. Doch diese Idee wird durch das System der handelbaren Herkunftsnachweise verwässert. Diese Bescheinigungen erlauben es Stromanbietern, sich «grünen» Strom rechnerisch gutzuschreiben, indem sie Nachweise von Ökostrom-Produzenten kaufen – unabhängig davon, welchen Strom sie tatsächlich liefern. «Mittlerweile hat fast jeder österreichische Haushalt Ökostrom, ob er will oder nicht, weil die Zertifikate fast nichts kosten», erklärt er.

«Beim Stromhandel fließen vor allem Informationen – und Geld.»

Ulfert Höhne, Mitgründer und Co-Vorstand von «OurPower» in Wien

Auch bei der Wahl der Gesellschaftsform ging OurPower neue Wege und gründete eine «Europäische Genossenschaft» (Societas Cooperativa Europaea – SCE). 2006 wurde in der EU die SCE als länderübergreifende Genossenschaftsform eingeführt, um die europaweite Zusammenarbeit zu erleichtern. Das Modell bietet klare Vorteile und erwies sich für OurPower als Glücksfall. Anders als bei traditionellen Genossenschaften sind die Verwaltungsstrukturen schlanker und die Entscheidungswege transparenter gestaltet, außerdem ist die Nachschusspflicht für Mitglieder prinzipiell ausgeschlossen.

Dabei ist OurPower weit mehr als nur ein weiterer Ökostromanbieter. «Der Stromhandel ist eigentlich total digital», erklärt Höhne. Neben dem Strom aus der Steckdose, der bekanntlich «kein Etikett» habe und nicht direkt einer Energiequelle zuordenbar sei, flössen vor allem Information – und Geld. Und wem genau man für seinen Strom Geld bezahlt, das könne man eben sehr wohl selbst beeinflussen.

Was in Wien begann, entwickelte sich besonders im oberösterreichischen Mühlviertel zu einer Erfolgsgeschichte. An einem Novemberabend hat die «Regios Energiegenossenschaft», ein Netzwerk von grünen Stromerzeuger:innen, in die Messehalle Freistadt geladen. Die nicht gerade kleine Halle ist voll – mit Menschen, die entweder eigenen Strom einspeisen wollen oder dies bereits tun.

«Im Mühlviertel haben wir gelernt: Erst wird kurz geredet, dann geht es direkt in die Umsetzung», erklärt Hemma Bieser spürbar begeistert dem Publikum. Dieser Pioniergeist habe die Wiener Genossenschaft geprägt. «Wollen Sie Sonnenstrom von Andrea oder Windkraft von Ernst? Sie entscheiden!», fasst sie das Konzept zusammen. Das kommt an: An ihrem Infostand werden sie nach dem offiziellen Teil regelrecht von Interessierten überrannt.

Wie die meisten kleineren Stromanbieter hatte auch OurPower mit den stark gestiegenen Energiepreisen infolge des russischen Überfalls auf die Ukraine zu kämpfen, sodass zwischenzeitlich ein Neukundenstopp verhängt werden musste. Die Tatsache, dass es trotz der teils widrigen Rahmenbedingungen weiter nach vorne geht, unterstreicht aus Sicht der Gründer:innen die Widerstandsfähigkeit des Genossenschaftsmodells.

Mit einem Maibaum beginnt die Energiewende

Der erste grüne Strom aus dem Mühlviertel wurde durch den 1999 in Betrieb gegangenen Windpark Spörbichl unweit der tschechischen Grenze erzeugt. Zwischen Wäldern und den Hügeln des Böhmerwalds ragen zwei 65 Meter hohe Windräder in die Höhe, die zu den ersten in Österreich zählen. Alles begann mit einem Mathematiklehrer, der sich immer schon für Energie interessiert hatte und seinen Schüler:innen die praktische Anwendung von Formeln vor Augen führen wollte. Ebenjenen Lehrer, mittlerweile in Rente, treffen wir an Ort und Stelle, direkt bei «seinen» Windrädern. «Mein Ziel war es, ganz konkret zu zeigen, dass Mathe einen Sinn hat», sagt Johann Moser. Wie hoch muss ein Windrad sein? Wie stark ist der Wind in verschiedenen Höhen? Wie wirken sich Hindernisse wie Bäume darauf aus? Und was ist die erzeugbare Energiemenge? All das wollte er seinen Schüler:innen näherbringen.

«Ich wollte die Dorfgemeinschaft von Anfang an einbinden.»

Johann Moser, ehemaliger Lehrer und Windkraftpionier

Doch auch sein eigenes Interesse wuchs. Er unternahm Exkursionen nach Ober- und Niederösterreich, um sich dortige Windkraftanlagen anzuschauen. Und dann dachte er sich irgendwann: Das möchte ich auch machen. Den idealen Standort hat er auf einem Spazierweg gefunden – «da, wo es immer so windig war».

Es ist eine gute Stelle, weil sie wenig einsehbar ist und niemand in direkter Umgebung lebt, der sich daran stören könnte. Johann Moser hat die Dorfgemeinschaft von Spörbichl von Anfang an eingebunden und beim Bau der Windräder mitreden lassen – «das war wahnsinnig wichtig», wie der Energiepionier heute sagt. Er stieß ausschließlich auf positive Rückmeldungen. Die örtliche Feuerwehr stellte sogar ihren 30-Meter-Maibaum für erste Windmessungen zur Verfügung. Bedenken vonseiten der Anwohner:innen blieben aus, ganz im Gegenteil: Die Chancen für das Dorf wurden klar erkannt.

Die beiden Vestas-Windkraftanlagen mit je 660 Kilowatt Leistung versorgen rund 350 Haushalte. Das Besondere: Sie gehören etwa hundert «stillen Gesellschafter:innen» aus der Region. Jede interessierte Person konnte Anteile zwischen 2.200 und 22.000 Euro erwerben. «Die Leute wollten mit eigenem Risiko dabei sein und sagen: Mir gehört ein Teil von diesem Windpark», berichtet Moser.

Heute, nach fast 25 Jahren, steht der Windpark vor Herausforderungen. Die Anlagen sind deutlich kleiner als moderne Windräder. Ein «Repowering» durch den Austausch mit neuen und leistungsstärkeren Modellen ist aufgrund heutiger Abstandsregeln nicht möglich. Bis auf Weiteres bleiben sie aber in Betrieb. Seit 2020 verkauft der Windpark seinen Strom über OurPower – zu fairen und stabilen Preisen.

Nachholbedarf für mehr Windkraft gäbe es im Industriebundesland Oberösterreich definitiv: 82 Gigawattstunden stammten 2022 aus der Windkraft. Das entspricht nur etwa einem halben Prozent des dortigen Energieverbrauchs. Während die Photovoltaik im ganzen Land einen Boom erlebt hat, geht es bei der Windkraft nur schleppend voran. Mitschuld hat auch der Föderalismus, denn manche Bundesländer verweigern sich dem Ausbau.

Die Erneuerbaren in Österreich

Die traditionell starke Wasserkraft (2024: 61 % der gesamten Stromerzeugung) täuscht darüber hinweg, wie schleppend der Ausbau der Erneuerbaren lange voranschritt. Nur 11 % der Elektrizität kamen 2024 aus der Windkraft (2022: 10 %), 10 % aus der Photovoltaik (2022: 5 %), weitere 6 % aus biogenen Brennstoffen. Immerhin: Der Anteil von Photovoltaik verdoppelte sich und der Anteil der fossilen Quellen ging weiter zurück. Die Stromerzeugung aus Erdgas halbierte sich zuletzt auf 8 % (2022: 16 %). Kohle (2 %) und Erdöl (1 %) spielen kaum noch eine Rolle. Bei Bedarf wird allerdings Atomstrom aus Nachbarländern importiert, der Anteil wird auf 3 bis 12 % geschätzt.

Eine ganze Region will energieautark werden

Zu den Pionier:innen in der Region zählt auch David Bergsmann, Bürgermeister im nahe gelegenen Hagenberg. Seine Gemeinde gilt als besonders innovativ, nicht nur wegen der hier ansässigen Fachhochschule mit Schwerpunkt auf neuen Digitaltechnologien, von Mobile Computing bis hin zu KI. Sondern auch, weil hier und in der Umgebung zahlreiche innovative Unternehmen entstanden sind, einige davon im Energiebereich.

Für Bergsmann, der selbst Strom mit einer PV-Dachanlage erzeugt, spielt das Thema Energie eine große Rolle. Seit 2022 ist er auch Obmann des «Energiebezirks Freistadt», einem Zusammenschluss von 27 Gemeinden, die mittels Bürgerbeteiligung die energetische Selbstversorgung erreichen wollen.

So richtig nahm der Umstieg und der Wunsch nach Energieautarkie aber erst in den letzten Jahren an Fahrt auf,

Mit einem durchdachten Energiekonzept will der Hagenberger Bürgermeister David Bergsmann seine Gemeinde unabhängig machen und dabei alle mitnehmen.

Passive Stromkund:innen zu aktiven Gestalter:innen der Energiewende machen – das ist eines der Ziele des OurPower-Vorstands.

wie er uns in seinem Wohnzimmer erzählt. «Als vor drei Jahren die ersten Pläne für großflächige Photovoltaikanlagen aufkamen, herrschte zunächst Goldgräberstimmung.» Unternehmen boten Landwirt:innen bis zu 8.000 Euro Pacht pro Hektar und Jahr. «Da haben wir gesagt: Lieber nicht so schnell! Wir planen das langfristig», berichtet Bergsmann. Ein kluger Schachzug, wie sich herausstellen sollte.

Schaut her, wir haben eine Strategie, von der am Ende alle profitieren.»

David Bergsmann, Bürgermeister von Hagenberg im Mühlkreis

Um einem Wildwuchs an Anlagen vorzubeugen, entwickelte der Bezirk ein Bedarfskonzept: Neben der Nutzung aller geeigneten Dächer und zwei großen Windparks werden 500 Hektar für Freiflächen-Photovoltaik benötigt. Auch wenn die Akzeptanz für Freiflächen-PV noch nicht überall gegeben sei, sieht er die Region auf einem guten Weg: «Da muss man erklären: Schaut her, wir haben eine Strategie, von der am Ende alle profitieren.»

Einer der strategischen Partner ist die Energiegenossenschaft OurPower, deren Angebot im oberösterreichischen Bezirk Freistadt besonders häufig in Anspruch genommen wird. Da nachhaltige Energie hier früher Thema war als anderswo, hat sich das Modell vom Strom-Marktplatz rasch herumgesprochen. Mehr als die Hälfte der über 350 aktiven Stromerzeuger:innen finden sich im Mühlviertel.

Die Anfänge von OurPower waren freilich nicht einfach. «Als wir das Konzept vorstellten, sagten viele: Das kann ja nicht gehen, das haben wir noch nie so gemacht», erzählt Hemma Bieser. Eine große Herausforderung sei laut Ulfert Höhne die ungeheuer hegemoniale Struktur des österreichischen Energiemarkts gewesen. «Das führte dazu», ergänzt Bieser, »dass die Leute eine irrationale Trägheit und Furcht hatten, ihren alteingesessenen Stromlieferanten zu verlassen.»

Die Energiekrise mit ihren extremen Preisausschlägen wurde zur Bewährungsprobe. OurPower agierte pragmatisch und entwickelte gemeinsam mit ihren Erzeuger:innen innovative Angebote. «Unsere Anpassungsfähigkeit und Dynamik hat uns durch diese schwierige Zeit gebracht», betont Hemma Bieser.

Was OurPower von anderen unterscheidet: Es geht nicht um den günstigsten Preis oder maximales Wachstum. «Energie soll etwas sein, um das man sich kümmern kann, über das man mit der Nachbarschaft redet, in das man gemeinsam investiert», erklärt Ulfert Höhne. Das Team setzt auf «Local Heroes», also Menschen in der Region, die Vertrauen genießen und andere auf OurPower aufmerksam machen. Denn das eigentliche Ziel ist nicht der Stromverkauf, sondern die Mobilisierung der Menschen für die Energiewende.

Ein Raum für gesellschaftliche Veränderung

Nur wenige Meter vom OurPower-Büro entfernt, im hippen 7. Wiener Bezirk, liegt der Wohn- und Arbeitsort von Ali und Daniel Wriesnig-Zabransky. Die beiden zählen zu den engagiertesten Kund:innen der Energiegenossenschaft. «Eigentlich ist OurPower zu uns gekommen, nicht andersrum», sagt Ali Wriesnig-Zabransky lachend. Mit ihrem Mann betreibt sie den Verein und Veranstaltungsort «imhinterhaus», wo auch Seminar- und Work-

shopräume gemietet werden können – oft von Gruppen, die an einer gesellschaftlichen Veränderung arbeiten.

«OurPower nutzte damals unsere Räume für Vernetzungstreffen», erinnert sich Daniel Wriesnig-Zabransky. «Da haben wir Ulfert Höhne kennengelernt und später auch Hemma Bieser. Das waren einfach coole Leute mit einem ehrgeizigen Ziel.» Das Paar verfolgte die Entwicklung der jungen Genossenschaft mit Interesse, auch aufgrund der Energiekrise. Ihr eigener Wechsel zu OurPower musste allerdings etwas warten. «Wir vermieten drei Arbeitsräume an Seminargäste und hatten überall Mindestlaufzeiten», erklärt Ali Wriesnig-Zabransky. «Da auszusteigen war nicht so einfach.»

«Der Strom ist vielleicht derselbe, aber man hat ein Gesicht dazu.»

Daniel Wriesnig-Zabransky, «OurPower»-Kunde

Vor anderthalb Jahren hat es dann endlich geklappt. Besonders schätzt das Paar die persönlichen Verbindungen bei OurPower. «Es ist wie beim Lieblingsbäcker», vergleicht Daniel Wriesnig-Zabransky. «Der Strom ist vielleicht derselbe, aber man hat ein Gesicht dazu.» Die Erzeuger:innen, von denen die beiden ihren Strom beziehen, sitzen alle in Niederösterreich und sind ihnen namentlich bekannt. «Wir haben schon überlegt, sie mal zu besuchen» sagt Daniel Wriesnig-Zabransky. «Bisher war uns das zwar noch nicht möglich, aber die Idee finden wir charmant.»

Das Hinterhaus mit seinen beiden Seminaretagen ist längst mehr als nur ein Veranstaltungsort. «Wir wollen einen Raum bieten, wo unterschiedliche Menschen zusammenkommen können – sei es zum Austausch, zum Arbeiten oder um gemeinsam Freizeit zu verbringen», erklärt Daniel Wriesnig-Zabransky ihre Vision. Auch sie wollen Menschen vernetzen und mobilisieren, da passe die Zusammenarbeit mit OurPower perfekt ins Bild.

Weg von der Konsumentenrolle

Für die Zukunft hat OurPower große Pläne. «Wir wollen, dass unser System allen Menschen zur Verfügung steht – ähnlich wie bei Open-Source-Software», sagt Ulfert Höhne. Das Team arbeitet bereits an Kooperationen in Deutschland und Tschechien. «Aber zuerst müssen wir hier ein funktionierendes System aufbauen», betont er.

Was in kleinem Rahmen begann, könnte zum Vorbild für viele weitere Regionen werden. Der Fokus liegt dabei nicht auf einem möglichst hohen Umsatz, sondern auf der Aktivierung der Menschen. «Wir wollen die Leute aus ihrer Konsumentenrolle herausholen», erklärt Höhne.

Mit diesem Pioniergeist zieht OurPower auch die nächste Generation an. Das elfköpfige Team in Wien besteht aus vielen jungen Leuten, «mit wenig marktspezifischer Erfahrung und insbesondere nicht geprägt vom Denken der Branche», wie Höhne sagt. Das bringt frischen Wind in die Entwicklung des OurPower-Marktplatzes und sorgt für neue Angebote und Prozesse. Für Höhne ist es ein Paradigmenwechsel: «Während die etablierten Energieversorger passive Konsumenten wollen und kurzfristige Renditen für ihre Eigentümer, will OurPower aktive Citizens, die kooperativ ihre eigene Energiezukunft gestalten – und langfristigen gesellschaftlichen Nutzen. Eine Genossenschaft eben.»

Die Herausforderungen bleiben groß. Ende 2024 lief die österreichische Strompreisbremse aus. Zudem werden die Netzkosten deutlich steigen, von denen auch OurPower und ihre Energieerzeuger:innen abhängig sind. Und welche Konsequenzen die seit März regierende Dreierkoalition für die Entwicklung der Erneuerbaren in Österreich haben wird, muss sich erst noch zeigen. Doch davon lassen sich Hemma Bieser und Ulfert Höhne nicht beeindrucken: «Unsere Genossenschaftsmitglieder, Erzeuger und Kunden stehen hinter unserem Angebot – und bringen mit uns gemeinsam die OurPower-Community zum stetigen Wachsen», sagt Bieser und ergänzt: «Wir setzen einfach weiter auf Bürgerenergie, Transparenz und Dialog.»

Weitere Texte über europäische Energiegenossenschaften finden Sie im Themenheft «Bürgerenergie»: www.ews-schoenau.de/magazin/buergerenergie

ZUR EWS

GENOSSENSCHAFTEN: INITIATOREN UND TREIBER DER ENERGIEWENDE

EWS-VORSTAND ARMIN KOMENDA UND DR. ANDREAS WIEG,
LEITER DER BUNDESGESCHÄFTSSTELLE ENERGIEGENOSSENSCHAFTEN,
IM INTERVIEW MIT BORIS GOTCHEV UND PETRA VÖLZING

30 JAHRE EWS UND 15 JAHRE EWS-GENOSSENSCHAFT: EIN GESPRÄCH ÜBER DIE GENOSSENSCHAFTLICHE IDEE, DIE WIRKMACHT VON TEILHABE UND GEMEINSCHAFT IN HERAUSFORDERNDEN ZEITEN.

Es ist so etwas wie das Klassentreffen der deutschen Energiegenossenschaften: der «Bundeskongress genossenschaftliche Energiewende». Traditionell findet diese Zusammenkunft in Berlin statt, ausgerichtet vom Deutschen Genossenschafts- und Raiffeisenverband (DGRV) – seit 2012 zum mittlerweile elften Mal. Über 250 Besucher:innen aus Politik, Energiewirtschaft und dem genossenschaftlichen Verbund waren an diesem 11. März 2025 mit dabei.

Angesichts der kurz zurückliegenden Bundestagswahl stand in diesem Jahr die Frage im Mittelpunkt, welcher Impulse und Rahmenbedingungen es in der kommenden Legislatur bedarf, um die Energiewende zum Erfolg zu führen. Doch auch Innovation war ein Schwerpunkt der Veranstaltung: Moderiert von Armin Komenda, Vorstand der EWS Elektrizitätswerke Schönau eG und Geschäftsführer der EWS Vertriebs GmbH, wurden im Rahmen eines Publikumswettbewerbs Energiewende-Ideen und Pilotprojekte aus der genossenschaftlichen Gruppe vorgestellt und prämiert.

Weitere spannende Impulse setzte Andreas Wieg, Leiter der Bundesgeschäftsstelle Energiegenossenschaften beim DGRV, der in dieser Funktion die Interessen von rund 1.000 Energiegenossenschaften mit 220.000 Mitgliedern vertritt. Sein Panel stand ganz im Zeichen des «Internationalen Jahrs der Genossenschaften»: Wieg begrüßte Gäste aus Brasilien, Südkorea, Dänemark und Österreich, die dem Publikum Einblicke in die Herausforderungen und Erfolge der Energiegenossenschaften weltweit boten.

Das Kongresszentrum der DZ Bank war Ort der Begegnung. Das von Stararchitekt Frank Gehry entworfene Gebäude, in Rufweite des Brandenburger Tors und des Hotel Adlon gelegen, öffnet sich hinter seiner eher nüchternen Fassade zu einem inspirierenden Ambiente, das von organischen Formen und raffinierten Materialkontrasten geprägt ist. Am Rande des Kongresses haben wir uns mit Andreas Wieg und Armin Komenda verabredet: Wir wollten von ihnen erfahren, welche Erfolge die deutschen Energiegenossenschaften erringen konnten und welche Hindernisse es dabei zu überwinden galt. Und natürlich wollten wir, auch angesichts des bevorstehenden Regierungswechsels, ergründen, welche Steine noch vom Weg hin zu einer dezentralen und auf Erneuerbaren basierenden Energiezukunft zu räumen sind – und welche Rolle der genossenschaftlichen Idee und der bürgergetragenen Energieversorgung bei der Energiewende und Nachhaltigkeit zukommt.

Herr Wieg, wir treffen uns auf dem «Bundeskongress genossenschaftliche Energiewende 2025» in Berlin. Was macht diese Veranstaltung aus?

Dr. Wieg: Die Stimmung hier ist positiv und höchst lebendig, der Kongress ist auch diesmal sehr gut besucht. Es gibt einen intensiven Austausch, innovative Impulse und spannende Diskussionen, aus denen wir viele Anregungen für die Weiterentwicklung der Energiegenossenschaften mitnehmen können. Und es zeigt sich: Genossenschaften sind für den Erfolg und die Akzeptanz der Energiewende unerlässlich. Das war beim ersten Bundeskongress 2012 nicht anders.

Und wie stand es damals um die Energiegenossenschaften?

Dr. Wieg: Da gab es in Deutschland rund 500 Energiegenossenschaften, heute sind es mit etwa 1.000 Energiegenossenschaften fast doppelt so viele. Nach dem Gründungsboom von 2005 bis 2012 trafen wir uns auf dem ersten Bundeskongress, weil allen klar war, dass wir unsere Interessen und Bedürfnisse bündeln müssen. Nur so können wir uns gegenüber der Politik erfolgreich Gehör verschaffen. Wir Genossenschaften stehen für eine dezentrale Energiewende, gemeinsam mit anderen mittelständischen Akteuren vor Ort, den Bürger:innen und Kommunen. Aus dieser Motivation heraus entstand dann 2013 die Bundesgeschäftsstelle Energiegenossenschaften beim DGRV.

Und wo stehen wir heute?

Dr. Wieg: Leider führten die vielen Reformen des Erneuerbare-Energien-Gesetzes (EEG) und der lahmende Ausbau der Erneuerbaren in der Vergangenheit zu einem Einbruch in der Gründungsdynamik. Doch seit 2021 verzeichnen wir wieder einen deutlichen Anstieg. Interessant ist, dass die meisten Neugründungen im Bereich der Wärmeversorgung im ländlichen Raum stattfinden. Die Bundesgeschäftsstelle ist heute eine angesehene Gesprächspartnerin für Politik, Behörden und die Öffentlichkeit. Die Bürgerenergie ist seither fester Bestandteil der politischen Debatte, auch wenn die Gesetzgebung dies nicht immer berücksichtigt.

Herr Komenda, obwohl die EWS deutlich älter sind, begann die Geschichte der EWS-Genossenschaft erst 2009. Wie beurteilen Sie ihre Geschichte aus heutiger Sicht?

Komenda: Die Umwandlung zur Genossenschaft war ein Meilenstein, der unser Selbstverständnis als Bürgerenergiebewegung gestärkt hat. Die EWS hatten ja schon zuvor einige genossenschaftliche Prinzipien gelebt – die

Dr. Andreas Wieg und Armin Komenda im Kongresszentrum der DZ Bank in Berlin.

Rechtsform der Genossenschaft passte damals wie heute zu unserem Unternehmen. Mit der damit verbundenen Professionalisierung unseres Geschäftsbetriebs erlebten wir zunächst jede Menge Rückenwind durch die Energiewende und die Gründungswelle vieler Bürgerenergieprojekte. Darauf folgten jedoch herausfordernde Jahre: Die Änderungen im EEG ab 2014 sowie regulatorische Neuerungen sorgten schließlich für erhebliche Unsicherheiten und bürokratische Hürden. So benachteiligte die Umstellung auf Ausschreibungsverfahren viele kleine Energiegenossenschaften. Da war es vor allem wichtig, gemeinsam mit dem DGRV auf die schwerwiegenden Folgen einer verfehlten Energiepolitik hinzuweisen. Trotz dieser Hürden konnten wir – zusammen mit unseren Mitgliedern und Partnern – einige Wind- und Solarparks sowie zahlreiche Wärmenetze entwickeln.

Wie hat sich die Coronazeit auf die EWS als Energieversorger und Genossenschaft ausgewirkt?

Komenda: Diese Jahre haben uns als Genossenschaft stark gefordert. Wir mussten nicht nur unser operatives Geschäft unter den Bedingungen einer Pandemie aufrechterhalten, sondern wollten gleichzeitig die gewachsene Nähe zu unseren Mitgliedern und Kund:innen bewahren. Der persönliche Austausch, der gerade für eine Genossenschaft so wichtig ist, war ja stark eingeschränkt.

Und dann folgte der Überfall auf die Ukraine …

Komenda: Oh ja, die daraus resultierende Energiekrise wurde zur Belastungsprobe. Die explodierenden Preise an den Energiemärkten haben uns – wie die gesamte Branche – vor enorme Herausforderungen gestellt. Als Genossenschaft, die ihren Mitgliedern verpflichtet ist, war es unser Anspruch, diese Mehrbelastungen so sozialverträglich wie möglich abzufedern. Gleichzeitig mussten wir in kürzester Zeit umfangreiche gesetzliche Änderungen umsetzen: die Senkung der Umsatzsteuer auf Gas, die Einführung und Anpassung von Umlagen – zum Beispiel die EEG-Umlage, die unterjährig abgeschafft wurde – sowie die Energie- und Strompreisbremsen.

Wie hat sich das auf die Kunden- und Mitgliederbeziehung ausgewirkt?

Komenda: In einer Zeit, in der Energiepreise beinahe täglich in den Medien thematisiert wurden und große Unsicherheit herrschte, war es uns besonders wichtig, für Verlässlichkeit zu sorgen. Das über die Jahre erarbeitete Vertrauen war dabei unsere stärkste Ressource.

Rückblickend sehe ich, dass wir als EWS beide Krisen nur durch den starken Zusammenhalt innerhalb der Genossenschaft sowie durch das Engagement unserer Mitarbeitenden und die Solidarität unserer Mitglieder und Kund:innen bewältigen konnten. Diese Zeiten haben uns als Gemeinschaft gestärkt, trotz der enormen Belastungen.

Dennoch bestehen die Herausforderungen unserer Zeit fort: Klimaschutz, Verteidigung der Demokratie,

Alle Fotos von Peter Himsel

«Genossenschaften stellen den Menschen in den Mittelpunkt, nicht den Profit», so EWS-Vorstand Armin Komenda.

Teilnehmer:innen aus Politik, Energiewirtschaft und dem genossenschaftlichen Verbund kamen am 11. März 2025 zum Bundeskongress in Berlin zusammen.

steigende soziale und globale Unsicherheit. Welche Antworten können Genossenschaften hier bieten?

Komenda: Ich bin fest davon überzeugt, dass die genossenschaftlichen Prinzipien – kooperatives Wirtschaften, Mitgliederförderung statt Profitstreben, demokratische Mitbestimmung – zentrale Antworten auf diese Herausforderungen geben. Die Klimakrise verlangt nicht nur technologische Lösungen, sondern dringend auch einen gesellschaftlichen Wandel. Wir brauchen mehr Teilhabe, mehr Übernahme der Verantwortung durch Menschen vor Ort – und genau das ermöglichen Genossenschaften. Sie stellen den Menschen in den Mittelpunkt, nicht den Profit. Ihnen geht es um gemeinschaftliches Handeln, um Solidarität, um die Demokratisierung der Energieversorgung.

Dr. Wieg: Wir leben in einer Zeit, in der viele glauben, keinen Einfluss mehr auf ihre Lebensumgebung zu haben. Die zahlreichen Krisen und schlimmen Nachrichten, die Tag für Tag auf uns einströmen, verunsichern sie tief und lösen ein wachsendes Ohnmachtsgefühl aus. Das führt bei manchen auch zu einer Sehnsucht nach einfachen Lösungen, die es schlicht nicht gibt – auch nicht von Genossenschaften. Aber im genossenschaftlich organisierten Wirtschaften können wir durch gemeinschaftliches Handeln und demokratische Mitbestimmung mehr erreichen, aktiv an der Veränderung mitarbeiten und dadurch Vertrauen zurückgewinnen.

Wie ist das zu verstehen?

Dr. Wieg: Bei vielen Gründungen – egal, ob es sich um eine Energie-, Dorfladen- oder Gesundheitsgenossenschaft handelt – erleben wir, dass sich ein gewisses Wir-Gefühl einstellt. Das ist insbesondere nach dem ersten erfolgreichen Projekt der Gemeinschaft zu beobachten. Es stellt sich heraus, dass man selbst sein Lebensumfeld verändern kann. Beispiel Energiegenossenschaften: Da investiert man gemeinsam Arbeitszeit und Geld, arbeitet mit genossenschaftlichen Banken, Projektierern oder Handwerksbetrieben vor Ort zusammen. Das ist gut für die Energiewende, fördert aber auch die lokale Wirtschaft. Und das führt zu einer positiven Wahrnehmung in den Köpfen der handelnden Personen.

Die EWS sind auch ein gutes Beispiel für dieses Wir-Gefühl.

Dr. Wieg: Absolut! Die Geschichte der EWS ist das beste Beispiel für diese Gruppendynamik. Aus einer ersten Initiative heraus ist ein großes Gemeinschaftsunternehmen entstanden – eine atemberaubende Geschichte. Und diesen großartigen Erfolg hat man am Anfang bestimmt nicht im Blick gehabt. Gemeinsam kann man eben viel bewegen. Ich möchte aber nicht missverstanden werden: Genossenschaften sind kein flächendeckendes Rezept für die Rettung der Demokratie – aber vielleicht ein kleines Puzzleteil.

Aktuell zeigt sich, wie auch Herr Wieg eben erwähnte, dass Genossenschaften gerade im ländlichen Raum zu wichtigen Akteuren der Wärmewende werden.

Komenda: Ja, in vielen ländlichen Regionen nehmen Genossenschaften mit dem Bau von Nahwärmenetzen die Wärmewende selbst in die Hand – einfach, weil es keine Energieversorger gibt, die dort investieren wollen. Da sehen wir eine interessante Parallele in der Geschichte der Genossenschaften: Die ersten im 19. Jahrhundert gegründeten Energiegenossenschaften gab es ebenfalls im ländlichen Raum, weil sich die Energieunternehmen bei der Elektrifizierung auf die Ballungsgebiete fokussierten. Einige bestehen bis heute. Diese erste Gründungswelle sorgte für die Elektrifizierung einzelner Region mit Wasserkraft. Die Menschen im ländlichen Raum wollten – genau wie heute – nicht hinter den Städten zurückbleiben. Das zeigt: Schon damals spielte bei der Energieversorgung die Dezentralität und die damit verbundene

Eigenverantwortlichkeit und Unabhängigkeit eine Rolle. Ging es einst nur um die Sicherung der Grundversorgung mit Elektrizität, gehören heute auch Ökologie und Klimaschutz zu den Haupttreibern für genossenschaftliches Wirtschaften – und natürlich die Wärmeversorgung als wichtiger Bestandteil der lokalen Daseinsvorsorge.

Vor welchen Herausforderungen stehen Energiegenossenschaften aktuell?

Dr. Wieg: Es gibt zwei wesentliche: Die weitere Entwicklung der Energiegenossenschaften hängt erstens entscheidend davon ab, wie die Förderung Erneuerbarer Energien zukünftig vom Gesetzgeber geregelt wird. Eine einfache EEG-Förderung wie zu Zeiten der Gründung unserer Bundesgeschäftsstelle wird es so nicht mehr geben. Zweitens müssen sich die oftmals ehrenamtlich geführten Genossenschaften weiter professionalisieren und ihre Geschäftsmodelle weiterentwickeln. Auch dabei versuchen wir sie so weit wie möglich zu unterstützen.

Komenda: Die Herausforderungen bei den Energiegenossenschaften liegen gegenwärtig vor allem auch in der Finanzierung, den komplexen Genehmigungsverfahren und den sich ständig ändernden Rahmenbedingungen bei Erneuerbare-Energien-Projekten. Dennoch: Die Zahl der Genossenschaften wächst wieder, insbesondere im Bereich der Wärmewende, wo dezentrale Lösungen gefragt sind. Wir als EWS setzen daher klar auf Kooperationen mit Kommunen, Unternehmen und anderen Genossenschaften, gerade bei komplexen Projekten wie Nahwärmenetzen.

Weltweit gibt es unzählige Genossenschaften. Nicht umsonst haben die Vereinten Nationen das Jahr 2025 zum «Internationalen Jahr der Genossenschaften» ausgerufen. Wie sehen Sie die Entwicklung von Energiegenossenschaften in anderen Ländern?

Dr. Wieg: Auf meinen Reisen erlebe ich immer wieder eines: Die genossenschaftliche Idee ist ein Geschenk, denn sie verbindet Menschen über alle sprachlichen, kulturellen oder politischen Unterschiede hinweg. Überall auf der Welt gestalten Menschen mit Genossenschaften die Energiewende und stärken hierdurch die wirtschaftliche Entwicklung in ihren Heimatregionen. Damit Genossenschaften stets von den Erfahrungen und dem Wissen anderer lernen können, fördern wir als DGRV diesen internationalen Austausch. Deshalb freuen wir uns hier auf dem Bundeskongress auch über Podiumsgäste aus drei Kontinenten.

In vielen Ländern sehen wir mittlerweile Impulse für die Entwicklung von Energiegenossenschaften. Die Europäische Union hat die Rolle von Genossenschaften in der Erneuerbare-Energien-Richtlinie mit dem Begriff der «Energiegemeinschaften» verankert und verschiedene weitere Regelungen zu deren Stärkung – wie etwa zum Energy Sharing – erlassen. In Österreich wurden beispielsweise infolge dieser Regeln innerhalb weniger Jahre

«Bei vielen Gründungen von Genossenschaften erleben wir, dass sich ein Wir-Gefühl einstellt», sagt Dr. Andreas Wieg.

Der Publikumspreis des Bundeskongresses ging an die Energiegenossenschaft Inn-Salzach, vertreten durch Pascal Lang (Mitte). Die innovative Idee: PV-Strom des Bürgersolarparks versorgt Wärmepumpen des lokalen genossenschaftlichen Nahwärmenetzes.

über 1.000 solcher Gemeinschaften zur Erzeugung und dem Verbrauch von erneuerbarem Strom gegründet. Oder schauen Sie nach Dänemark mit seiner starken energiegenossenschaftlichen Tradition, wo mittlerweile die Hälfte der Wärmeversorgung in genossenschaftlicher Hand ist.

Was können wir in Deutschland von diesen Beispielen lernen?

Dr. Wieg: Obwohl die europäischen Vorgaben für alle Mitgliedsstaaten gelten, lässt sich leider nicht jede gute Idee einfach in Deutschland umsetzen. Es bedarf eben auch einer nationalen gesetzlichen Regelung, die zum Energy Sharing beispielsweise fehlt. Da wir sehen, dass die Idee anderswo funktioniert, müssen wir uns fragen, wie die erforderlichen Rahmenbedingungen konkret ausgestaltet werden sollten. Daran arbeiten wir als Verband zusammen mit unseren Mitgliedsgenossenschaften und unserem europäischen Dachverband «REScoop.eu».

Wie lautet Ihre Botschaft an die neue Regierung? Was brauchen Energiegenossenschaften, um Klimaschutz, Energie- und Wärmewende erfolgreich und sozial umsetzen zu können?

Komenda: Wir verstehen uns nicht nur als Energieversorger, sondern auch als Stimme für die Bürgerenergiebewegung. Grundsätzlich muss eine Politik, die langfristig angelegt ist, über Investitionen in den Klimaschutz und eine grüne Transformation nicht nur reden, sondern diese auch konsequent umsetzen. Investitionen in eine nachhaltige Infrastruktur, Erneuerbare Energien und die Dekarbonisierung der Wirtschaft sind keine bloßen Kosten, sondern essenziell für eine zukunftsfähige Ökonomie.

Wir benötigen einfache und transparente Genehmigungsprozesse sowie einen verlässlichen Rechtsrahmen, der Investitionen in Erneuerbare Energien, Speichertechnologien und klimaneutrale Wärmeversorgung planbar macht. Dazu gehört auch, dass der Staat sich stärker an den Kosten beteiligt, indem er Steuern, Umlagen und Abgaben senkt. Energie muss für alle bezahlbar sein – einkommensschwächere Haushalte müssen gezielt entlastet werden. Ein zentrales Anliegen für uns als Akteure der Energiewende ist die Finanzierung. Es fehlen neue Instrumente wie beispielsweise staatliche Garantien für Infrastrukturprojekte. So könnten die notwendigen Milliardeninvestitionen gestemmt werden, ohne den Staatshaushalt weiter zu belasten.

Dr. Wieg: Lassen Sie mich aus unserer langen Liste zur Strom- und Wärmepolitik einen konkreten Punkt zum Thema Finanzierung herausgreifen: Der neuen Bundesregierung möchte ich ein Bürgschaftsprogramm für genossenschaftliche Wärmenetze nahelegen. Das würde ein großes Problem in der Praxis lösen, denn Banken erkennen die Netzinfrastruktur in der Regel nicht als Sicherheit an. Bekommen wir an dieser Stelle mehr Rückhalt, rechne ich fest damit, dass sich viel mehr Haushalte mit genossenschaftlicher Wärme selbst versorgen werden.

Komenda: Damit wir, zu guter Letzt, schnell vorankommen können, wäre auch eine unbürokratische Fördermittelvergabe erforderlich, ebenso ein Vorrang für Bürgerprojekte bei Flächenvergaben und faire Wettbewerbsbedingungen gegenüber großen Konzernen. Würden solche Rahmenbedingungen in der nächsten Legislaturperiode geschaffen, könnten wir als Energiegenossenschaften einen entscheidenden Beitrag für den Klimaschutz leisten – indem wir gemeinschaftlich für eine erfolgreiche, sozial gerechte und dezentrale Energiewende sorgen.

Dieses Interview finden Sie unter dem folgenden Link auch online: www.ews-schoenau.de/magazin/komenda-wieg

ZUR SACHE

PLASTIK IM PARADIES

EIN BERICHT VON JUDITH VON PLATO
FOTOS VON AGUNG PARAMESWARA

TONNENWEISE PLASTIK LANDEN JÄHRLICH IN DEN OZEANEN UND GEFÄHRDEN DAS LEBEN UNTER WASSER. AUF DEN INDONESISCHEN BANDA-INSELN WERDEN NUN AUSWEGE GESUCHT.

Die Banda-Inseln liegen im Osten Indonesiens. Der Inselstaat (hier blau eingefärbt) besteht aus über 17.000 Inseln. Seine Hauptstadt Jakarta ist knapp 3.000 Kilometer entfernt von den Molukken, zu denen die kleine Inselgruppe gehört.

Er wacht über den Garten, der alte Baum in der Mitte des Innenhofs. An seinem Stamm ranken Pflanzen gen Himmel. Um ihn herum wachsen Palmen und Papayas. Ein Steg führt aufs Meer hinaus. Unter einem Vordach trocknen die Tauchausrüstungen des Tages. In der Bucht liegen ein paar Boote und Schiffe. Das Grün dicht bewachsener Hügel geht in das Blau des Wassers über. Am gegenüberliegenden Ufer, gar nicht weit entfernt, ragt der «Gunung Api», übersetzt «Feuerberg», aus dem Wasser. Der Schwefelgeruch, der über dem Krater des Vulkans wabert, gelangt nicht bis zur Tauchbasis herüber.

An diesem Ort, im östlichen Indonesien, verbringt Mareike Huhn gerne ihre Zeit an Land. Mareike Huhn ist promovierte Meeresbiologin von der Ruhr-Universität Bochum – und Umweltaktivistin. Viele Stunden Schiffsreise von der nächstgrößeren Stadt entfernt, lebt und forscht sie einen Großteil des Jahres auf einer der Banda-Inseln. Die Hauptinsel Banda Neira ist ungefähr drei Kilometer lang und etwas mehr als einen Kilometer breit. Etwa 21.000 Menschen, größtenteils muslimischen Glaubens, leben auf den Vulkaninseln. Gesprochen wird ein regionaler Dialekt des Indonesischen.

Klimaanlagen laufen, Ventilatoren brummen. Während es auf den Inseln meist heiß ist, ist es im Wasser angenehm – zumindest für uns Menschen. Für Korallen wird es hingegen immer häufiger gefährlich warm.

Besonders interessieren Mareike Huhn die Einflüsse des Menschen auf das Leben im Meer. Mit ihrem Team sucht sie auf Banda Neira nach Möglichkeiten, kranke Korallenriffe zu restaurieren – so schonend wie möglich, denn bisher werden häufig einfach Korallenstücke abgebrochen und andernorts wieder angepflanzt. Um eine weniger invasive Methode zu erproben, verbringt sie gemeinsam mit Laborkoordinator Rifaldi Kadir und Arin Lakambe, Studentin der lokalen Universität, viel Zeit im Labor. Ihr Ziel: Korallenlarven auf dem Land hochzuziehen und wieder im Meer auszusetzen, wo sie heranwachsen können. «Wenn es dazu kommt, dass hier aufgrund des Klimawandels Korallen absterben, wären wir imstande, schnell zu reagieren», sagt sie.

Lösungen wie diese sind dringend erforderlich, denn Riffe leiden weltweit unter dem Klimawandel und der Umweltverschmutzung. Die Meere erreichen Temperaturen und Säurewerte, denen Korallen nicht lange standhalten können. Zudem nimmt die Verschmutzung durch Plastik und Mikroplastik zu. In der Folge bleichen die Korallenriffe aus – ein Zeichen von Stress und Krankheit – oder sterben ganz ab.

Derzeit experimentieren Mareike Huhn und ihr Team mit unterschiedlichen Gemischen, die den Korallen als Substrat dienen sollen. Dabei wollen sie herausfinden, welche Rolle Lavagestein bei der Ansiedlung von Korallenlarven und ihrem Wachstum in frühen Stadien spielt – und das in einem der artenreichsten Meeresreviere der Welt. Die besondere Lage an den Unterwasserhängen der Tiefsee, gespeist von den nährstoffreichen Böden der Vulkaninseln, trägt dazu bei. Regelmäßig ziehen Schulen von Hammerhaien, Pottwalen oder Blauwalen durch die Bandasee.

Ein Relikt der niederländischen Kolonialherrschaft ist die Festung auf Banda Neira. Der Vulkan «Gunung Api» gegenüber ist noch aktiv.

Meere von Plastik

Doch so schützenswert die Bandasee ist, so gefährdet ist sie auch – durch Müll und insbesondere durch Kunststoffabfälle. Eine bessere Abfallwirtschaft ist daher ein zentrales Anliegen von Mareike Huhn. Auf den Inseln wurde der Müll bis vor wenigen Jahren verbrannt oder einfach ins Meer geworfen. Damit ist die Inselgruppe nicht allein: Weltweit landen jährlich 20 Millionen Tonnen Kunststoff in Gewässern, so die Vereinten Nationen – das ist mehr als eine Lkw-Ladung pro Minute.

Dort richtet es erheblichen Schaden an – auch an Arten, die besonders dazu beitragen, dass Ozeane eine der wichtigsten Kohlenstoffsenken sind. Laut Schätzungen der «World Ocean Review» enthalten sie 40.000 Gigatonnen Kohlenstoff; durch die Speicherung des Kohlenstoffs verlangsamen sie die Klimaerwärmung. Die Artenvielfalt unter Wasser ist also besonders bedeutsam, um das Klima zu stabilisieren. Doch die Erwärmung, Versauerung und Verschmutzung der Ozeane durch Plastik gefährdet diese Vielfalt. Studien legen nahe, dass Mikroplastik dabei eine der größten Gefahren darstellt. Wie genau es sich auf die Ozeane auswirkt, macht das Leibniz-Zentrum für Marine Tropenforschung als eine der drängendsten Fragen der Meeresforschung aus. Experimente des Instituts zeigten: Mikroplastik kann in Korallen eindringen und Teil ihres Kalkskeletts werden, wodurch das Gewebe um die Fremdkörper herum abstirbt.

In der Tauchbasis auf Banda Neira

In der Mittagshitze auf Banda Neira, wenn der Ruf des Imams verklungen ist, wird es auf den Straßen meist etwas stiller. Außer Mareike Huhn und ihrem Mann Guido Weißenfeld, die den Großteil des Jahres hier verbringen, wohnt kaum jemand aus dem Ausland dauerhaft auf dem Archipel. Reisende zieht es vor allem wegen der Riffe und Meerestiere nach Banda Neira – zum Schnorcheln oder Tauchen. Gemeinsam mit einem indonesischen Partner betreibt Guido Weißenfeld dort eine Tauchbasis.

Unter Wasser kommt Mareike Huhn zur Ruhe. Sie hört nur das Blubbern ihrer Luftblasen, ab und zu ein vorbeifahrendes Boot. Was ihr Ohr erreicht, klingt fern und dumpf. Ihr Atem ist ruhig. Die Sauerstoffflasche auf ihrem Rücken fühlt sich leicht an. «Man schwebt dort einfach vor sich hin und lässt den Blick schweifen», schwärmt sie.

An Land, im Innenhof der Tauchbasis, geht es trubeliger zu. Hier finden sich fast immer Menschen, mit denen die Wissenschaftlerin ins Gespräch kommt. Reisende, Mitarbeitende der Tauchbasis, ihre Studierenden aus Bochum und Indonesien oder Freiwillige.

Die Arbeitskleidung von Mareike Huhn: Neoprenanzug, Flossen und die Tarierweste.

S. 26/27: Der zwölfjährige Efan spielt gerne am Strand – heute watet er vorsichtig durch den angeschwemmten Müll.

Korallen pflanzen sich geschlechtlich fort: Ei- und Samenzellen werden gleichzeitig ausgestoßen. Nach der Befruchtung enwickeln sich Larven – in so großer Zahl, dass sie eine rosafarbene Wolke bilden (links). Mareike Huhn und ihr Team forschen an der Aufzucht von Korallen – durch gezielt ausgebrachte Larven (rechts).

Im Labor erforschen Rifaldi Kadir und Arin Lakambe (Bild li. und re.) verschiedene Zusammensetzungen von Substraten (Mitte). Die Korallenlarven sollen damit an die Unterwasserhänge der Tiefsee transportiert werden. Dort dient das Material dann als Grundlage für die Ansiedlung der jungen Korallen zu Kolonien.

Für die Arbeit ist es unerlässlich, das Tauchen mit Ausrüstung zu lernen. Mareike Huhn erklärt den jungen Studierenden den Umgang mit Sauerstoffflaschen.

Ab und an treibt eine einzelne Plastiktüte auf der Wasseroberfläche an dem Tauchzentrum vorbei. Es dauert rund 20 Jahre, bis sich so eine Tüte im Meer in Mikroplastik zersetzt hat. Eine Flasche überdauert mehr als vier Jahrhunderte. Genauso lange ist das Massaker der niederländischen Kolonialmacht her: Im Jahr 1621 wurde fast die gesamte bandanesische Bevölkerung umgebracht. Die Kolonialgeschichte ist hier allgegenwärtig. Auf einem Hügel im Zentrum von Banda Neira erinnert die große Festung an diese Zeit, im Innenhof der Tauchbasis eine Kanone – ein Fremdkörper damals wie heute.

Aktiv werden gegen die Verschmutzung

Vor 14 Jahren besuchte Mareike Huhn Banda Neira zum ersten Mal. Damals gab es keine Müllabfuhr. Sie und ihr Mann mussten selbst entscheiden, wie sie ihren Abfall entsorgen. «Vor jedem einzelnen Haus und jedem Vorgarten wurde der Müll verbrannt oder er wurde ins Meer geworfen», erinnert sie sich. Um daran etwas zu ändern, gründete Mareike Huhn den in Bonn ansässigen Verein «BandaSEA» mit und initiierte als Partner vor Ort die Organisation «Luminocean», bestehend aus einem Sozialunternehmen und einer Stiftung.

Die Aktiven rund um Luminocean haben inzwischen erreicht, dass eine kommunale Müllabfuhr die Abfälle abholt – anfangs mit Schubkarren, später mit sogenannten Fukudas, einer Art Pick-up-Moped, und inzwischen auch per Auto. «Endlich wurden dafür die vorgesehenen staatlichen Mittel bereitgestellt. Jetzt wird der Abfall immerhin auf eine Müllkippe gebracht», sagt Mareike Huhn. Der Weg dahin war nicht leicht. Bis 2024 erhielten die Umweltschützer:innen nicht die erhoffte Unterstützung der Lokalregierung. Vorgesehen war die Müllkippe ausschließlich für nicht recycelbare Abfälle. Stattdessen landete unsortiert alles Mögliche auf ihr.

BandaSEA und Luminocean suchten immer wieder das Gespräch und erarbeiteten Vorschläge für Richtlinien zum Umgang mit Müll. Dennoch habe sich wenig bewegt, sagt Huhn. 2024 sei die Halde dann regelrecht übergequollen. Kurzerhand verbot die Lokalregierung der Müllabfuhr, sie weiter anzufahren – ohne für eine Alternativlösung zu sorgen. Das habe dazu geführt, dass die Menschen auf den Inseln ihren Müll wieder verbrannten oder ins Meer warfen. Hoffnungsfroh stimmt die Aktiven allerdings die neue Bürgermeisterin der Region. Sie berief ein Krisentreffen zur Müllsituation ein und plant, Forderungen der Umweltschutzorganisationen umzusetzen: So sollen unter anderem private Haushalte künftig verpflichtet werden, ihren Müll zu sortieren. Außerdem ist eine neue Müllkippe für nicht recycelbaren Abfall geplant.

Die schwimmende Müllabfuhr

«Die Müllsituation auf Banda Neira hat ganz viel mit Ungerechtigkeit zu tun», sagt Mareike Huhn. Staatliche Mittel für eine Abfallinfrastruktur gebe es schon länger. Doch sie vermutet, dass viele Gelder irgendwo versickern: «Nicht alles, was den Leuten hier zusteht, erreicht sie auch.» Zu wenig relevant sei sowohl die Entsorgungsinfrastruktur als auch die Region selbst – zumindest aus Sicht der zig Kilometer weit entfernten Behörden in Ambon, der Hauptstadt der Region, und in der indonesischen Hauptstadt Jakarta.

«Es ist schwierig, das Verhalten so zu ändern, dass kein Müll mehr auf den Strand oder ins Meer geworfen wird.»

Magafira Ali, Umweltaktivist bei «Luminocean»

In der Bandasee hilft ein Boot – gefördert vom deutschen Verein und der indonesischen «Tirto Utomo Foundation» – dabei, Plastikmüll auch von den entlegeneren Dörfern der Inseln abzuholen. «Tirta Intan», Diamantwasser, prangt als Name seitlich am Bug des rot-blauen Schiffs: laut Luminocean die erste schwimmende Müllabfuhr Indonesiens. Koordiniert wird das Müllprojekt von Mareike Huhns bandanesischem Kollegen Magafira Ali. Der Umweltaktivist, gelernter Englischlehrer und einer der Vorsitzenden von Luminocean, arbeitet seit Jahren im Meeresschutz. «Es ist wirklich schwierig, das Verhalten der Menschen zu ändern und sie dazu zu bringen, keinen Müll mehr auf den Strand oder ins Meer zu werfen», sagt er. Die Mitarbeit der Regierung ist daher aus seiner Sicht unerlässlich.

Expertise vor Ort schaffen

An vielen Stränden und Ufern der Banda-Inseln sammelt sich Plastik im Wasser, vor allem nach Unwettern wird allerhand angeschwemmt. «Gerade haben wir fast 2.700 Kilo zum Recyceln verschickt», erzählt Mareike Huhn. Allein 2024 transportierten sie alle zwei Monate zweieinhalb bis drei Tonnen Plastik nach Surabaya auf Java, eine der Hauptinseln Indonesiens. Was die schwimmende

Müllabfuhr gesammelt hat, wird auf Cargoschiffe verladen. Die bringen regelmäßig Güter auf die Inseln und fahren so oder so zurück.

«Langfristigen Naturschutz wird es nur geben können, wenn er von Leuten vor Ort initiiert und getragen wird.»

Mareike Huhn, Meeresbiologin und Umweltaktivistin

Die eigene Rolle bei ihrem Aktivismus zu hinterfragen ist für Mareike Huhn unabdingbar. «Einen langfristigen Naturschutz wird es nur geben können, wenn er von Leuten vor Ort initiiert und getragen wird, denn sie verfügen über die entsprechende Expertise», sagt sie. Wichtig sei ihr, sich in die Gemeinschaft einzufügen: «Dazu gehört auch, anderen nicht unbedingt den Weg nahezulegen, den wir gelernt haben und für richtig halten.»

Plastikmüll im Meer

Trotz der negativen Folgen für Mensch und Natur steigt der globale Plastikkonsum unaufhaltsam. Im Jahr 2023 belief sich die Gesamtproduktion auf 414 Millionen Tonnen. Ein Großteil davon wird als Einwegplastik verwendet und landet nach kürzester Zeit im Müll. Das stellt besonders Länder ohne funktionierende Abfallwirtschaft vor wachsende Probleme: Plastikmüll wird dort oft unter freiem Himmel verbrannt oder auf überfüllten Deponien gelagert. Von dort gelangt er in die Umwelt und wird über Flüsse schlimmstenfalls in die Ozeane gespült. Laut einer Untersuchung der University of Leeds landeten im Jahr 2020 rund 52 Millionen Tonnen Kunststoff in der Natur – ein Fünftel des weltweit angefallenen Plastikmülls. Allein auf Indonesien entfielen dabei 3,4 Millionen Tonnen, wovon schätzungsweise 0,5 bis 1,3 Millionen Tonnen im Ozean endeten. Damit ist das Land nach China weltweit der zweitgrößte Verursacher von Plastikmüll im Meer. Mit der viertgrößten Bevölkerung der Welt, die verteilt auf über 17.000 Inseln leben, bestehen in Indonesien enorme logistische Herausforderungen bei der Abfallbehandlung und -entsorgung.

Das hätten sie und ihr Mann erst lernen müssen. Sie erinnert sich an ihren ersten Versuch, das balinesische Müllsystem in Banda Neira einzuführen. «Auf Bali werden Bambuskörbe geflochten und als Mülltonnen verwendet», erzählt sie. Überall sehe man die Körbe an der Straße. «Da dachten wir, wenn das in Bali klappt, muss das doch auch hier gehen.» Falsch gedacht: «Zwei Wochen später waren die Müllkörbe alle zu Hühnerkäfigen umfunktioniert», erzählt sie und lacht.

Ein Kletterurlaub gab den Ausschlag

Bevor Mareike Huhn und Guido Weißenfeld auf die Banda-Inseln zogen, hatten sie schon länger in Indonesien gelebt und während ihrer Zeit auf Bali an Meeresschutzprojekten mitgewirkt. Eine Bekannte aus einer einflussreichen bandanesischen Familie fragte sie, ob die beiden sich nicht vorstellen könnten, sich auf den Banda-Inseln für das Meer und die Umwelt einzusetzen. Bei ihrem ersten Besuch verliebten sie sich sofort in den Ort – an Land und unter Wasser.

Eigentlich hatte Mareike Huhn nie geplant, sich auf die Unterwasserwelt zu spezialisieren. Zu Beginn ihres Biologiestudiums interessierte sie sich für den Regenwald und die Insektenwelt. Doch bei einem Kletterurlaub an der Küste Thailands weckte der Blick auf die vielen Taucher:innen im Wasser ihre Neugier. Und so probierte sie es selbst aus. «Dieses andere Ökosystem hat mich sofort fasziniert.» Es dauerte nicht lange, bis sie sich auch für den Meeresschutz einsetzte. Angesichts der Bedrohungen durch den Menschen war für sie die Verbindung von Forschung und Aktivismus eine logische Konsequenz. Sie versucht im Kleinen dazu beizutragen, die maritimen Ökosysteme in der Region zu bewahren – und mit Menschen vor Ort lokalspezifische Meeresschutzmaßnahmen zu entwickeln und umzusetzen.

Seit dem missglückten Versuch mit den Bambuskörben haben sie einiges gelernt. «Es geht darum, dass die Leute die für hier richtigen Wege selbst finden.» Dafür bräuchten sie aber ein gewisses Maß an Vorwissen. Doch der Zugang sowie das Angebot von Bildung variiert von Region zu Region. «Alle haben ein Recht auf Bildung, aber nicht alle bekommen sie», sagt Mareike Huhn. Genau daran arbeitet die Gruppe um Luminocean und den deutschen Partner BandaSEA. Die einheimischen Aktiven gehen an Schulen und initiieren gemeinsame Aufräumaktionen an Stränden.

Nach Gewittern treibt besonders viel Plastik im Meer. Das Team von Luminocean ist regelmäßig unterwegs und käschert Müll aus dem Wasser.

In der «Müllbank» von Banda Neira sortieren Mitarbeiter den Plastikmüll (links). Die Inselbewohner:innen können hier ihre wiederverwertbaren Abfälle abgeben und bekommen dafür ein Geldguthaben. Der Lehrer und Umweltaktivist Magafira Ali koordiniert nicht nur dieses Projekt – in Schulprogrammen erklärt er, wie der Müll richtig getrennt wird (rechts).

Mama Ena häkelt aus Verpackungsresten Taschen und Hüte und verkauft sie erfolgreich an Tourist:innen. Das 2020 initiierte Upcycling-Projekt stärkt speziell die Frauen der Insel.

Der Wandel braucht Zeit: Trotz der Bemühungen der Umweltschutzgruppen verbrennen viele ihren Müll immer noch am Straßenrand.

Im Programm «Plastikfreie Schulen» kooperieren sie beispielsweise mit Klassen und Lehrkräften, um von Einwegplastik auf nachhaltigere Alternativen umzusteigen.

Mit Bildung das Bewusstsein schärfen

Außerdem thematisieren sie an den Schulen Nachhaltigkeit und Meeresschutz oder erläutern die Besonderheiten der örtlichen Unterwasserwelt. Sie erzählen von den 300 unterschiedlichen Arten von Steinkorallen, die dort leben, und von den mehr als 500 Arten an Rifffischen. Sie schildern, welch wichtige Rolle intakte Riffe spielen: Für manche Tiere bilden sie die Nahrungsgrundlage oder dienen als Ort der Fortpflanzung und Jungtieraufzucht, für andere sind sie Rastplatz oder Versteck. Weltweit beherbergen Riffe etwa ein Drittel der bekannten Meeresarten – viele davon finden sich auch rund um die Banda-Inseln. Sogar Delfine, Rochen, Schildkröten und Wale lassen sich dort blicken.

Die Kinder lernen auch, welchen immensen Schaden Plastik anrichten kann. Lebewesen in Gewässern sind auf verschiedene Weise davon bedroht: Sie verwechseln es mit Nahrung, verheddern und verletzen sich in Schnüren und Netzen oder nehmen Mikroplastik auf. Auch ihre Habitate werden durch die Fremdkörper verändert.

Projekte: von «Müllbank» bis Upcycling

Um die derzeit noch äußerst vielfältige Unterwasserwelt rund um die Banda-Inseln zu erhalten, arbeiten die Ehrenamtlichen und Angestellten von Luminocean und BandaSEA an weiteren Initiativen. Eine davon ist die «Müllbank»: Damit möglichst viele mitmachen, erhalten die Inselbewohner:innen für jedes Kilo ihres sortierten, recycelbaren Kunststoffs, das sie abgeben, ein Geldguthaben auf ihr «Müll-Sparbuch», das monatlich ausbezahlt wird. In der Recyclinghalle wird das Plastik nachsortiert, gesäubert und dann geschreddert.

Weicheres Plastik und aluminiumbeschichtete Verpackungen werden direkt auf den Inseln wiederverwertet. In einem Upcycling-Projekt nähen und häkeln Frauen daraus Gebrauchsgegenstände. Eine von ihnen ist Mama Ena. Vormittags verkauft die 65-Jährige Essen, nachmittags häkelt sie auf einer Terrasse im nordöstlichen Inseldorf Tanah Rata Taschen, Handytaschen, Hüte und andere Accessoires. Die bietet sie Reisenden aus aller Welt zum Kauf an – und sichert sich damit ein zusätzliches Einkommen. «Das sind viele Einzelprojekte», erklärt Mareike Huhn. «Doch sie gehören alle zusammen» – denn jedes von ihnen ziele auf den Meeresschutz ab, und damit auch auf den Klimaschutz.

Manchmal, wenn es im Garten der Tauchbasis dunkel wird, steigen Mareike Huhn, die Studentin Arin Lakambe und Laborkoordinator Rifaldi Kadir hinab in die Düsternis des Pazifischen Ozeans. Taschenlampen erhellen ihren Weg im Wasser, sonst ist alles schwarz. Viele der Korallenarten laichen nur zu bestimmten Jahreszeiten und erst nach Sonnenuntergang ab. «Wir sammeln einen winzig kleinen Teil davon, um aus ihm Korallenlarven heranzuziehen», erzählt die Wissenschaftlerin. Mit Trichtern und Plastikflaschen fangen sie im Wasser die Eier und Spermien der Korallen ein. Zurück an Land kommen diese zur Befruchtung in ein kleines Becken, die befruchteten Eizellen danach in große Salzwassertanks. Vier Tage lang wachsen sie zu Larven heran, dann können sie in die Riffe umgesiedelt werden. «An vielen Orten der Welt funktioniert das schon. Wir untersuchen jetzt, wie das mit den Mitteln möglich ist, die uns auf einer kleinen Insel zur Verfügung stehen.»

Unterwegs zur Kreislaufwirtschaft

Der Steg, der ins Meer führt, ist an diesem Abend menschenleer, die Wasseroberfläche glatt. Wahrscheinlich lodert irgendwo auf der Insel auch in diesem Moment ein Müllfeuer. Mareike Huhn bewahrt ihren Optimismus. «Es bringt nichts, zu denken, dass Meeresschutz nicht funktioniert. Dann muss man es gar nicht erst versuchen.» Doch tatenlos zuzusehen, nur weil sich das System nicht ändert, ist für sie und auch für ihren Mann Guido Weißenfeld keine Option – und auch nicht für das Team von Luminocean: Magafira Ali, Rifaldi Kadir, Arin Lakambe und die anderen. Sie werden weiterforschen, um kranke Korallenriffe zu restaurieren, und ihr Wissen weitergeben – ob in der Schule, am Strand, im Labor oder auf der Tauchbasis. Sie werden an Land oder mit der Tirta Intan Müll einsammeln, sortieren, recyceln und aus manchem Abfall etwas Neues entstehen lassen. Sie werden weiter auf eine funktionierende Kreislaufwirtschaft hinarbeiten. Das ist der Plan. Im Kleinen zwar – aber in dem Wissen, dass immer mehr Menschen diesen Weg mit ihnen gehen.

Weitere Texte aus der Rubrik «Zur Sache» finden Sie online: www.ews-schoenau.de/magazin/zur-sache

Einst waren die Banda-Inseln als «Gewürzinseln» bekannt – hier wächst immer noch die schon damals begehrte Muskatnuss.

ZUR SACHE

GROßE KLAPPE, VIEL DAHINTER

EIN BERICHT VON GUNTHER WILLINGER

RIFFBAUER, FILTRIERER, KLIMASCHÜTZER: MUSCHELN FORMEN LEBENSRÄUME, SIND ABER SELBST DURCH DIE KLIMAKRISE UND EINGRIFFE IN DIE NATUR GEFÄHRDET.

Seit Menschengedenken sind Muscheln ein wichtiger Bestandteil auf dem Speiseplan der Küstenbewohner:innen. Da verwundert es wenig, dass sie häufig erst einmal aus kulinarischer Perspektive wahrgenommen werden. Wir denken an Venusmuscheln in den Spaghetti alle Vongole, an Miesmuscheln in großen Paella-Pfannen und an Austern schlürfende Tourist:innen auf Sylt. Vielleicht haben wir auch noch die ein oder andere bunte Schale vom Strandspaziergang im Urlaub aufbewahrt. Mit zunehmender Entfernung vom Meer lässt bei den meisten das Interesse für Muscheln allerdings schnell wieder nach.

Während nah verwandte Tiergruppen wie Kraken mit Intelligenz und großen Augen glänzen, wirken Muscheln auf den ersten Blick nicht sonderlich aktiv oder gar charismatisch. Und doch könnte ihre Bedeutung für sauberes Wasser und intakte Ökosysteme größer kaum sein: Als hocheffiziente Filtrierer und Riffbauer formen sie ihre Umwelt und schaffen Lebensraum für zahllose Arten. Durch Überfischung, Verschmutzung und Gewässerzerstörung brachen die Muschelbestände in den letzten 150 Jahren in vielen Küstengewässern, Flüssen, Bächen und Seen allerdings massiv ein; erst in jüngster Zeit gibt die Wiederansiedlung einzelner Arten etwas Grund zur Hoffnung.

Umweltschützer mit zwei Schalen

Muscheln gehören wie die Schnecken, Tintenfische und Kraken zu den Mollusken, den Weichtieren. Ihren weichen Körper schützen sie durch eine harte, zweiteilige Kalkschale, der sie ihren wissenschaftlichen Namen «Bivalvia» (Zweischaler) verdanken. Die beiden passgenau schließenden Hälften der Muschelschale sind mit einem Scharnier verbunden und werden von kräftigen Schließmuskeln gesteuert. Erst einmal ausgewachsen, bleiben die meisten Muschelarten mehr oder weniger an Ort und Stelle. Wenn nötig, können sie ihren muskulösen Fuß aus der Schale schieben und über kurze Entfernungen kriechen. Manche Arten wie die Kammmuschel sind dazu in der Lage, bei Gefahr schwimmend Reißaus zu nehmen, indem sie ihre Schale ruckartig öffnen und schließen. Doch richtig mobil sind die Tiere nur im Larvenstadium. Dann lassen sie sich mit der Strömung treiben, bis sie einen geeigneten Platz für sich finden. Die Larven mancher Süßwassermuscheln nutzen gar Fische als «Babytaxi». Doch dazu später mehr.

Muscheln pumpen unermüdlich Wasser durch ihre Kiemen und gelangen so nicht nur an Sauerstoff, sondern

auch an ihre Nahrung, die aus Bakterien, Mikroalgen und anderem Plankton besteht. Auf den Kiemen festgehaltene Partikel werden sortiert, in Schleim eingehüllt, mit feinen Wimpern zur Mundöffnung transportiert oder wieder ausgeschieden. So wird jede einzelne Muschel zu einer Mini-Kläranlage, die Tag für Tag viele Liter Wasser filtert – Austern schaffen bis zu zehn Liter pro Stunde.

Überlebenskünstler und blinde Passagiere

Im Schutz ihrer beiden Schalen behaupten sich Muscheln schon seit über 500 Millionen Jahren. Sie sind in fast jeden Winkel unter Wasser vorgedrungen, von der Tiefsee bis in die kleinsten Bergbäche. Die meisten der rund 10.000 heute lebenden Muschelarten siedeln im lichtdurchfluteten Flachwasserbereich der Meere. Denn dort wachsen viele der einzelligen Algen heran, von denen sich Muscheln hauptsächlich ernähren. Und sie haben dabei erstaunliche Anpassungen entwickelt.

Etliche Arten graben sich im Sandboden ein, nur noch die Öffnung ihres Atemrüssels verrät ihren Standort. Dazu gehören die Sandklaffmuscheln der Nordsee, aber auch die Venus- und Herzmuscheln. Es gibt Baumeister wie die Austern, die ausgedehnte Riffe bilden, und Felsenbewohner wie die Miesmuscheln, die mit ihren Haftfäden selbst auf dem nackten Stein der Brandung trotzen können. Die bis über einen Meter großen Tridacna-Riesenmuscheln leben – ganz ähnlich wie Korallen – in Symbiose mit Mikroalgen (Zooxanthellen), während Schiffsbohrmuscheln sich mit ihren scharfkantigen kleinen Schalen und einem wurmförmigen Körper wie ein Bohrkopf tief ins Holz fräsen können. Die Natur mit ihrem Erfindungsreichtum hat sich bei den Muscheln so richtig ausgetobt.

Europäische Auster • Foto: Gérard Lacz / Adobe Stock

Der Verlust der biologischen Fülle

Ausgetobt haben sich auch die Menschen, und zwar bei der Befischung der Meere – was besonders begehrte Muschelarten wie Austern seit Jahrhunderten zu spüren bekommen. Weil Austern gern auf Austern wachsen, bilden sie im Laufe der Zeit große Riffe aus, die sich einst über Tausende Kilometer längs der Küsten der gemäßigten Breiten erstreckten. In Europa reichten sie von der Atlantikküste Norwegens bis vor die Küsten Marokkos und von denen des Mittelmeeres bis zum Schwarzen Meer. Viele Milliarden Muscheln, die das Wasser reinigten – und gleichzeitig Lebens- und Schutzräume für bunte und artenreiche Biotope im Riff boten. Seeanemonen, Schwämme, Krebstiere, Korallen, Seesterne und über 200 Fischarten leben in Austernriffen. Noch im 19. Jahrhundert war die Europäische Auster weit verbreitet, ein besonders großes Austernriff lag vor Borkum in der Deutschen Bucht. Mit 320 Kilometern Länge und einer Fläche von über 1,5 Millionen Hektar war es so groß wie ganz Schleswig-Holstein. Die Filterleistung der Austern reichte aus, um jeden Monat einmal das gesamte Wasser in der Deutschen Bucht durch ihre Muschelkiemen zu schleusen – das Wasser in der Nordsee dürfte damals wohl deutlich klarer gewesen sein.

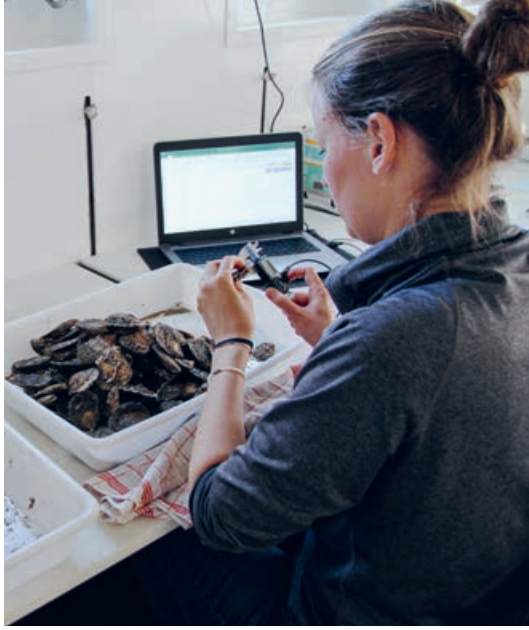
Doch mit dem technischen Fortschritt in der Fischerei war das Schicksal der heimischen Auster im Laufe des 19. Jahrhunderts besiegelt. Eine der fatalen Neuerungen stellten die Grundschleppnetze für den Muschelfang dar, auch Dredgen genannt. Wie eine Baggerschaufel reißen diese unten stahlbezahnten Fangrahmen den Meeresboden auf, die Muschelernte sammelt sich in Körben oder Netzen dahinter. Die Schäden für die Fauna sind maximal. Damit wurden die Austernbänke in der Nordsee so lange bearbeitet, bis von der einstigen Fülle nichts mehr übrig war. Seit rund hundert Jahren gilt die Europäische Auster in der Deutschen Bucht als ausgestorben.

Die Rückkehr der Europäischen Auster

Heute arbeitet man im Austernaufzuchtzentrum des Alfred-Wegener-Instituts (AWI) auf der Nordseeinsel Helgoland am Comeback der heimischen Auster. In großen Bottichen werden die Austernlarven mit Mikroalgen gefüttert und wachsen innerhalb weniger Wochen zu silbrig glänzenden Babyaustern heran. «Wenn sie einige Millimeter lang sind, haben sie die richtige Größe», erläutert Tanja Hausen, Meeresbiologin beim AWI und wissenschaftliche Koordinatorin in dem vom Bundesamt für Naturschutz geförderten Projekt «Restore». Dann können die Jungmuscheln,

S. 36/37: Miesmuschelkolonie vor der Küste Norwegens.
Foto: Andreas Hartl / blickwinkel

In der Aufzuchtstation des Alfred-Wegener-Instituts auf Helgoland werden verschiedene Mikroalgen als Nahrung für die Austern gezüchtet (links). Vor der Auswilderung werden die Austern vermessen, damit man ihr Wachstum später nachverfolgen kann.



Etwa ein Jahr alte Saataustern kurz vor der Ausbringung über dem Riffgrund (links). Die Meeresbiologin Tanja Hausen (rechts) und ihre Kollegin begutachten noch einmal die mit Jungaustern gefüllten Naturfasernetze.

Eine künstliche Riffstruktur aus Sandstein, die vorab mit Austern besiedelt wurde, wird vom Team des Alfred-Wegener-Instituts im Naturschutzgebiet Borkum Riffgrund ins Wasser gelassen. Das neue Austernriff kann nun heranwachsen.

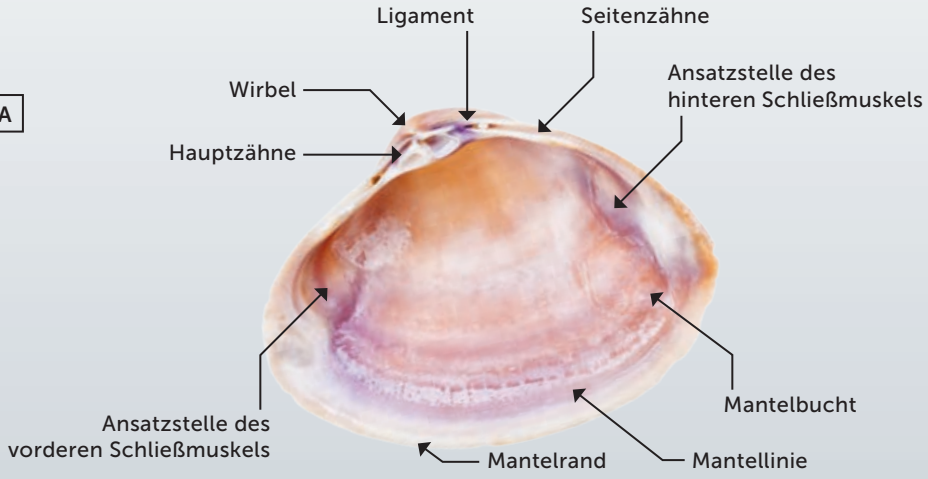
Alle Fotos auf dieser Seite: Alfred-Wegener-Institut

Die Meisterfiltrierer mit zwei Schalen

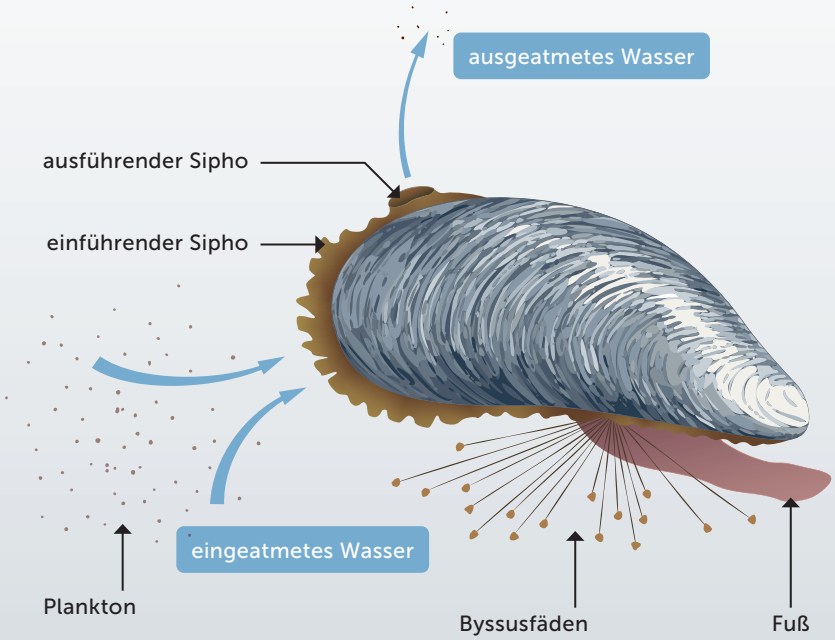
Die beiden Schalenhälften der Muschel sind über ein Scharnier (A) und ein elastisches Band, das Ligament, verbunden. Das Scharnier besteht aus Zähnen und Leisten, die nach dem Schlüssel-Schloss-Prinzip perfekt ineinandergreifen. Die Schale lässt sich über ein bis zwei kräftige Schließmuskeln (B) fest verriegeln. Durch den schlauchartigen Sipho (C) wird mit Wimpern und Geißeln ein Wasserstrom erzeugt, der über die Kiemen (D) fließt und die Muschel mit Sauerstoff und Nahrung versorgt. Muscheln nehmen ihre Umgebung über Sensoren im Mantel, im Fuß (F) und in der Nähe der im Innern liegenden Mundöffnung wahr. Einige Arten tragen zahlreiche, einfach gebaute Augen auf dem Mantelrand (E). Mit speziellen Haftfäden, den sogenannten Byssusfäden, können sich Muscheln am Substrat festhalten. * Illustrationen: Jana Evers

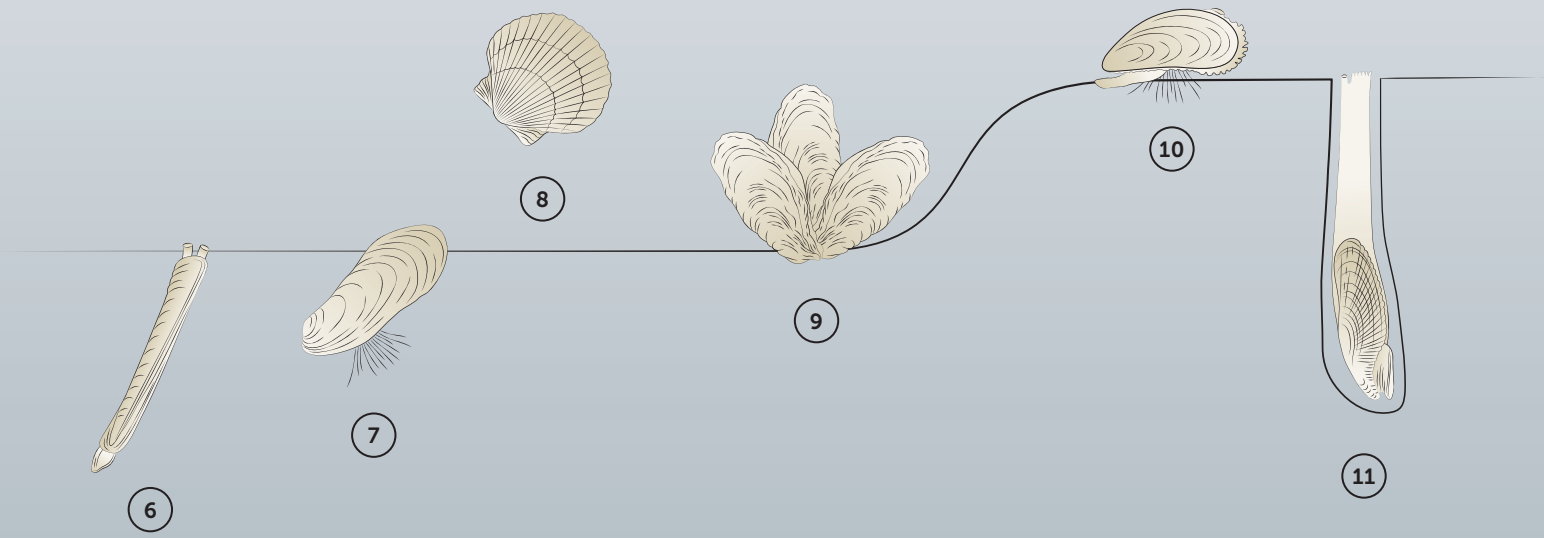
A

B



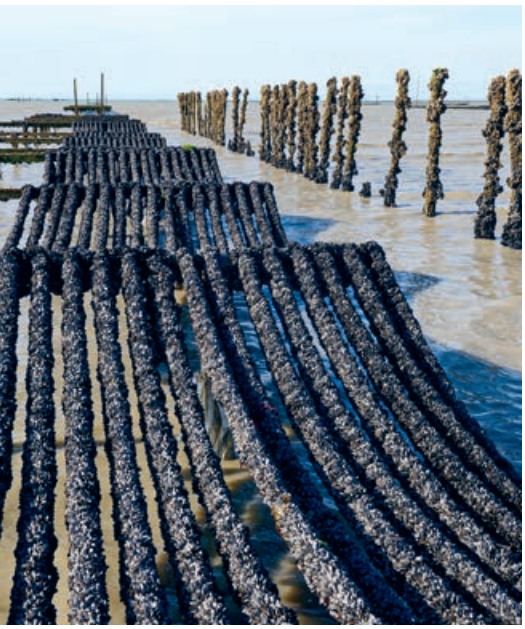
Vielfalt der Lebensstile: Bei über 10.000 Muschelarten, die weltweit in Meeren und Süßgewässern leben, haben sich die unterschiedlichsten Anpassungen entwickelt. Schale, Fuß und Sipho sind je nach Lebensweise sehr unterschiedlich ausgebildet. Steckmuscheln (1) gehören mit bis zu über einem Meter Schalenlänge zu den größten Muscheln. Sie stecken oberflächlich im Sand, beispielsweise in den Seegraswiesen im Mittelmeer, und verankern sich mit einem dichten Bart aus Byssusfäden. Die Herzmuschel (2) ist eine der häufigsten Muscheln im Wattenmeer und lebt dicht unter der Wattoberfläche. Manche Mondmuscheln (3) bilden zwei mit Schleim ausgekleidete Atemröhren. Andere, wie die Klaffmuscheln (4), Venusmuscheln (5) oder





Scheidenmuscheln (6), graben sich vollständig in den weichen Meeresboden ein und lassen nur die Ein- und Ausströmöffnungen ihres Sipho herausschauen. Kammmuscheln wie die Jakobsmuschel (8) leben frei auf dem Substrat liegend und können bei Gefahr über kurze Strecken schwimmen, während sich Austern (9) oder Miesmuscheln (10) mit Byssus auf hartem Untergrund festzementieren. Dieser «Muschelkleber», den die Muschel zu Haftfäden ausziehen kann, wird in den Byssusdrüsen im Fuß der Muscheln gebildet und dient als Vorbild für die Entwicklung wasserfester Klebstoffe und neuartiger Materialien. Bohrmuscheln schließlich (11) können sich tief in Holz oder weiches Gestein fräsen.

Großflächige Austernbänke der Pazifischen Felsenauster in der Gezeitenzone des niedersächsischen Wattenmeers. Die eingeschleppte Art hat sich in der Nordsee inzwischen weit verbreitet und verdrängt dort die heimische Miesmuschel. Die Europäische Auster dagegen kann in tieferes Wasser ausweichen. * Foto: C. J. Hitzegrad / Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung



Miesmuschelzucht in der Bretagne
Foto: Michel Poinsignon / NPL / Alamy

Eine Bisamratte frisst eine Süßwassermuschel. Der aus Nordamerika eingeschleppte Wassernager ist der häufigste natürliche Feind der stark bedrohten großen Süßwassermuscheln.
Foto: Allan Oman / Imago Images

sogenannte Saataustern, ausgewildert werden und zum Aufbau eines neuen Riffs beitragen. Die Europäische Auster soll zunächst im Meeresschutzgebiet Borkum Riffgrund wieder Fuß fassen. Dort hat man im Sommer 2020 ein erstes «Pilot-Riff» angelegt. Zunächst wurden 80 Tonnen Kalkstein als Fundament für das neue Riff versenkt. Darauf brachten die Wissenschaftler:innen körbeweise mit Saataustern versetzte Austernschalen aus. Im Sommer 2025 werden die ersten Ergebnisse der Erfolgskontrolle vorliegen, schon bald sollen weitere Ansiedlungsflächen hinzukommen, sagt Hausen. All dies ist nur möglich, weil die Fischerei mit Grundschleppnetzen im Schutzgebiet seit 2023 verboten ist. Ob das Riff vor Borkum jemals auch nur annähernd zu alter Größe anwachsen wird, ist ungewiss – aber ein Anfang ist gemacht.

Eine Proteinquelle für Milliarden

Miesmuschel mit Seepocken • Foto: blende11 / Adobe Stock

Laut einer Studie der University of Birmingham in England stehen weltweit über 800 marine Muschelarten auf dem menschlichen Speiseplan. Der Großteil der vermarkteten Muscheln stammt jedoch inzwischen aus Aquakulturen. So kommen die meisten Austern, die in Europa verzehrt werden, aus Zuchtanlagen vor der Atlantikküste Frankreichs , wo die robustere und schneller wachsende Pazifische Felsenauster gezüchtet wird. Laut Welternährungsorganisation FAO liefert die Muschelzucht weltweit für etwa 1,5 Milliarden Menschen mindestens 15 Prozent der tierischen Proteinzufuhr. Muscheln sind eine Quelle für hochwertiges tierisches Eiweiß sowie reich an mehrfach ungesättigten Fett- und Aminosäuren. Die Aquakultur mit Muscheln ist dabei eine vergleichsweise umweltfreundliche Industrie, weil Muscheln sich von Algen und organischen Partikeln im Wasser ernähren, also keine externe Nahrungszufuhr wie Fischmehl benötigen. Es kann sich sogar eine Win-Win-Situation ergeben: Weil viele Küstengewässer überdüngt sind, können die Muscheln zur Reinigung des Wassers beitragen. Sind sie für den menschlichen Verzehr bestimmt, geht das natürlich nur, wenn sich keine Schadstoffe im Wasser befinden, die sich in den Muscheln anreichern können. Deswegen unterliegen diese Muscheln in der EU einer strengen veterinärmedizinischen Kontrolle.

Ein vielversprechender Ansatz ist die Ansiedlung von Muscheln im Bereich von Offshore-Windparks. Da werden beispielsweise Austern an der Steinschüttung angesiedelt, die zur Sicherung der Fundamente der Windkraftanlagen dient. Oder es entstehen Aquakulturanlagen für Miesmuscheln und Zuckertang, einer Braunalgenart – wie in einem Pilotprojekt im Windpark Kriegers Flak zwischen Rügen und der dänischen Insel Møn.

«Wir könnten Unmengen an Muscheln produzieren – und dabei noch die Überdüngung der Meere verringern.»

Prof. Marie Maar, Meeresbiologin an der Universität Aarhus

Das Forschungsteam um die Meeresbiologin Marie Maar von der Universität Aarhus und dem Aquakulturspezialisten Bela H. Buck vom Alfred-Wegener-Institut in Bremerhaven rechnet vor, dass man in solchen Meeresfarmen bis zu 18 Tonnen Miesmuscheln pro Hektar und Jahr produzieren könnte. Bei derzeit bereits über 1.600 Windkraftanlagen in Nord- und Ostsee wären das Hunderttausende Tonnen Muscheln, die nicht nur als Nahrung und Futter dienen, sondern auch der Überdüngung der Nord- und Ostsee entgegenwirken könnten.

Die Muschelzucht ist jedoch akut durch die Klimakrise bedroht. Seit dem sprunghaften Anstieg der globalen Meerestemperaturen im Frühjahr 2023 sterben viele Muscheln oder sind zumindest stark im Wachstum eingeschränkt – denn die höheren Wassertemperaturen belasten ihren Stoffwechsel und begünstigen die Ausbreitung schädlicher Bakterien und Pilze. Seither beklagen zahlreiche Muschelfarmen an den Küsten Europas massive Ernteverluste von bis zu hundert Prozent.

Eine weitere Gefahr droht durch Mikroplastik. Feine Plastikteilchen von unter fünf Millimetern Durchmesser sind weltweit allgegenwärtig und wandern durch die Nahrungsketten. Zwar steht die Forschung hier erst am Anfang, doch verschiedene Studien belegen negative Auswirkungen von Mikroplastik auf Muscheln, etwa auf die Entwicklung von Austernlarven oder den Stoffwechsel von Miesmuscheln – und auch auf Mikroalgen, ihre Hauptnahrungsquelle.

Heimische Süßwassermuscheln wie die Bachmuschel oder die Flussperlmuschel (Bild rechte Seite) brauchen saubere, strukturreiche Bäche mit Kiesabschnitten, in denen sich die Jungmuscheln ansiedeln können, ohne dass sie von eingetragenem Sediment verdeckt werden.
Foto oben: Jan Woitas / picture alliance, Foto rechts: Imago Images / blickwinkel

Ökosystem-Gestalter und Küstenschützer

Muscheln formen, stabilisieren und reinigen ganze Ökosysteme. Austernriffe etwa tragen als Bollwerk gegen das Meer zum Küstenschutz bei. An den südöstlichen Küsten Nordamerikas lebt die Gerippte Miesmuschel «Geukensia demissa». Mit ihren Byssusfäden heftet sich diese Art im Gezeitenbereich zwischen vorgelagerten Austernriffen und Salzmarschen an Schlickgräser. Gräser und Muscheln halten Sand und Schlick zurück und stabilisieren so den Boden. Ein Forscherteam um Sinéad Crotty von der University of Florida verpflanzte auf Sapelo Island in Georgia in mühsamer Handarbeit 200.000 Muscheln, um deren Effekt auf die Marschbildung zu untersuchen.

Das Ergebnis: Salzwiesen können sich mithilfe der Muscheln viel schneller etablieren als auf Flächen ohne sie – und auch deutlich schneller als erwartet. In den weiten Küstensümpfen spielen die Muscheln demnach eine entscheidende Rolle, um das Land gegen den Meeresspiegelanstieg zu wappnen. Und Muscheln tun auch Seegraswiesen in den flachen Meeresbereichen gut, etwa indem das Wasser durch deren Filterleistung klarer wird. So erleichtern die Muscheln den Meerespflanzen die Photosynthese.

Salz- und Seegraswiesen gehören ähnlich wie Mangrovenwälder zu den stark bedrohten Küstenlebensräumen mit hoher Bedeutung für den Klima- und Küstenschutz. Muscheln schützen das Klima also gleich doppelt: einmal durch ihre Rolle als Ökosystem-Ingenieure und zum anderen, weil sie in ihren Körpern und Schalen beträchtliche Mengen Kohlenstoff speichern.

Von Wassernymphen und Glamour-Muscheln

Szenenwechsel von der Küste in die Flüsse, Bäche und Seen: Rund 1.500 Muschelarten leben im Süßwasser – darunter Großmuscheln, deren Schalen bis zu zwanzig Zentimeter lang werden, und Kleinmuscheln wie die oft nur wenige Millimeter großen Erbsen-, Kugel- oder Häubchenmuscheln. Die großen Süßwassermuscheln werden auch Najaden genannt, nach den Wassernymphen, die in der griechischen Mythologie als Wächterinnen der Quellen galten. Weltweit gibt es rund 1.000 Großmuschelarten, doch mehr als die Hälfte davon steht auf der Roten Liste der Weltnaturschutzunion. Damit gehören sie zu den am stärksten gefährdeten Tiergruppen. Auch die sieben in Deutschland anzutreffenden Arten stellen da keine Ausnahme dar.

Eine davon ist die Flussperlmuschel «Margaritifera margaritifera», die einzige heimische Süßwassermuschel, die

Flussperlmuschel • Foto: Andy Shaw / rarebritishplants.com

regelmäßig Perlen ausbildet, was ihr gegenüber den anderen Arten einen gewissen «Glamour-Faktor» verschafft, so Marco Denic, Gewässerbiologe im Landkreis Passau. Er arbeitet im Projekt «Margaritifera Restoration Alliance» (MARA) zur Wiederansiedlung der Flussperlmuschel in Deutschland. Flussperlen wachsen zwar deutlich langsamer und meist auch ungleichmäßiger als die Perlen mariner Perlmuscheln, dennoch waren sie schon immer heiß begehrte Schätze, denn allenfalls jede Tausendste Muschel enthält eine Perle. Und bis eine große Perle herangewachsen ist, dauert es viele Jahrzehnte. Seit dem 15. Jahrhundert erhoben Herzöge, Fürsten und Könige Anspruch auf die Perlen, die Perlfischerei wurde zum Hoheitsrecht. Besonders viele und große Perlen zieren die 1806 angefertigte Krone der bayerischen Königin. Auf dem menschlichen Speiseplan landeten die Flussmuscheln indes selten, doch waren sie früher so zahlreich, dass sie an die Schweine verfüttert wurden.

Muscheln reagieren sehr empfindlich auf Umweltveränderungen und gelten deswegen auch als Indikatoren für intakte Gewässer. Flussperlmuscheln etwa leben in der Forellenregion der Bäche, wo das schnell fließende Wasser kühl und sauerstoffreich ist. Im gut durchströmten Kiesbett der Bachsohle fühlen sich die Jungmuscheln wohl. Wird aber zu viel Sediment in die Bäche gespült, finden sie im Kies keinen Halt oder ersticken im Schlamm. Die Klimakrise mache sich in den letzten zwei Jahrzehnten immer stärker bemerkbar, sagt Jürgen Geist, Professor für Aquatische Systembiologie und Leiter der Koordinationsstelle für Muschelschutz an der Technischen Universität München. So fehle immer öfter die reinigende Wirkung der Schneeschmelze, und häufiger auftretender Starkregen verschärfe die Erosion. Zudem seien in den Hitzesommern 2003 und 2023 mehrfach die Perlmuschelgewässer Oberfrankens ausgetrocknet. Als Notmaßnahme mussten die Muscheln teils geborgen oder mit Wasser aus Tanklastzügen am Leben erhalten werden.

«Die Klimakrise macht auch vor den Bächen nicht halt.»

Jürgen Geist, Professor für Aquatische Systembiologie an der Technischen Universität München

Die großen Süßwassermuscheln haben einen hoch spezialisierten Lebenszyklus, bei dem sie von bestimmten

Wirtsfischen abhängig sind. So geben die weiblichen Flussperlmuscheln zur Fortpflanzungszeit im Frühjahr Hundertausende mikroskopisch kleine Larven ins Wasser ab, die sich binnen weniger Stunden an den Kiemen von Bachforellen festheften müssen, um überleben zu können. Dort versorgen sich die jungen Mitreisenden einige Monate mit Nährstoffen aus dem Blut der Kiemen, ohne dem Fisch jedoch ernsthaft zu schaden, bevor sie sich fallen lassen, um zwischen den Kieselsteinen im Bachbett ihr neues Zuhause zu finden.

Riesenmuschel • Foto: Imago Images / blickwinkel

Im Muschelkindergarten

Eine aktuelle Bestandserhebung der Perlmuschelbestände in Bayern, dem Verbreitungsschwerpunkt in Deutschland, belegt einen Verlust von fast 60 Prozent aller Tiere zwischen 2015 und 2023. Nur bei sechs von 22 Populationen konnte ein gesunder Anteil an Jungmuscheln vorgefunden werden. Es gebe aber auch Positives von den Flussperlmuscheln zu berichten, sagt Marco Denic, denn die Anstrengungen bei der Nachzucht und Wiederansiedlung von jungen Flussperlmuscheln zeigten erste Erfolge. In Zuchtstationen werden Muscheln für die Auswilderung vermehrt und aufgezogen. «Es dauert fünf bis acht Jahre, bis wir die Jungmuscheln so weit haben, dass wir sie aussetzen können», erläutert Denic.

Der komplizierte Lebenszyklus und die hohen Ansprüche der Muscheln machen die Zucht zwar zur Herausforderung, dennoch gab es durchaus schon Erfolge. So konnten in den letzten Jahren in Bayern bereits mehrere Tausend Jungmuscheln ausgewildert werden – und sie scheinen sich wohlzufühlen, wie das begleitende Monitoring-Programm zeigt. «Der erste Aufwärtstrend für die Art seit Jahrzehnten», freut sich Denic. Bleibt das Habitat intakt, haben die jungen Muscheln ein langes Leben vor sich. Flussperlmuscheln werden erst mit 12 bis 15 Jahren geschlechtsreif und können über 100 Jahre alt werden.

Schwammlandschaften

So vielfältig die Probleme wie Gewässerverbauung und -begradigung, Eintrag von Sedimenten oder der Anstieg der Wassertemperaturen sind, so klar lassen sich die Lösungen benennen: Statt das Wasser möglichst schnell über Drainagegräben und begradigte Bäche abzuleiten, sollte es so lange wie möglich im Boden und in der Vegetation gehalten werden. Dabei helfen strukturreiche Landschaftselemente wie Hecken, Feldgehölze, Streuobstwiesen und Brachen. Wenn die Landschaft das Wasser wie ein Schwamm aufsaugt und lange speichert, reduziert das die Erosion und damit den Eintrag von Sedimenten in die Gewässer. Verbauungen an Flüssen und Bächen – wie Wehre und Kleinwasserkraftwerke – sollten, wo immer möglich, entfernt oder für wandernde Arten passierbar gemacht werden, Moore und Feuchtgebiete sollten renaturiert werden.

Und schließlich ist es wichtig, den Gewässern grundsätzlich wieder mehr Raum zu geben, denn so können sie frei mäandrieren, über die Ufer treten und von Auenpflanzen begleitet werden. Nur auf diese Weise könnten sich Flüsse und Bäche gemäß ihrer natürlichen Dynamik entwickeln. Das Gute am Konzept der «Schwammlandschaft» ist, dass all diese Maßnahmen nicht nur seltenen Muscheln und wandernden Fischarten helfen, sondern auch den Klima- und Hochwasserschutz massiv verbessern.

Inspiration unter Wasser

Das Unterwasserreich der Muscheln ist eine faszinierende Welt, deren zahlreiche Facetten bislang nur wenig erforscht sind. Schaut man genauer hin, gibt es viel zu entdecken: Riesenmuscheln inspirieren die Entwicklung effizienterer Solarzellen, die Augen der Jakobsmuscheln helfen Forscher:innen bei der Konstruktion neuartiger Mikroskope, Muschelproteine dienen als Vorbild für chirurgische Kleber und im milchigen Blut der Sydney-Felsenauster finden sich heilende Proteine, die gegen antibiotikaresistente Erreger von Lungenentzündungen wirken. Ein nachhaltiger und sorgsamer Schutz der biologischen Vielfalt lohnt sich auch unter Wasser – wie uns die Muscheln beispielhaft vorführen. Wir sollten alles daransetzen, diesen Schatz zu bewahren. Denn nur dann können wir damit rechnen, dass diese vermeintlich unscheinbare Tiergruppe uns auch in Zukunft noch zahlreiche positive Überraschungen bescheren wird.

Weitere Texte unter dem Schlagwort «Ökosysteme» finden Sie online: www.ews-schoenau.de/magazin/oekosysteme

Riesenmuscheln der Gattung «Tridacna» sind mit bis zu eineinhalb Metern Länge und über 200 Kilogramm Gewicht die Rekordhalter unter den Muscheln.
Foto: James 53145 / Dreamstime

ZUM GLÜCK

ANDERSSEIN ALS SUPERKRAFT

EIN PORTRÄT VON ANNE BACKHAUS

CESY LEONARD INSPIRIERT MIT DER FEMINISTISCHEN INITIATIVE «RADIKALE TÖCHTER» JUNGE MENSCHEN DAZU, SICH FÜR DEMOKRATIE, SOLIDARITÄT UND KLIMASCHUTZ EINZUSETZEN.

Ein langer Flur, das Ende ist kaum zu erkennen. Links und rechts gehen Türen ab. Aus der Küche fällt grelles Licht auf den grauen Boden. Cesy Leonard steht in Turnschuhen, Leggings und Wollpulli an der Arbeitsplatte und versucht, die Kaffeemaschine in Gang zu bringen. Sie ist an diesem Herbstmorgen als eine der Ersten in dem siebenstöckigen Bürogebäude in Berlin-Friedrichshain, das sich viele Organisationen teilen. Ihre Tage sind lang – und trotzdem oft zu kurz für all das, was zu tun ist. Immerhin läuft der Kaffee jetzt durch. «Siehste, die erste Hürde ist geschafft», sagt sie. «Gleich wird's schöner.»

An der Tür zu den Büroräumen, in denen Leonard mit ihren Kolleginnen arbeitet, prangt ein pinkfarbenes Schild. «Wann hast du dich zuletzt mutig gefühlt?», fragt es in schwarzen Großbuchstaben. Die drei Zimmer sehen dann aus, wie Büros eben so aussehen: ein paar Tische, ein Drucker, Kabelsalat auf der Fensterbank. Blick auf die Berliner Skyline. Cesy Leonard deutet auf das Berghain, den legendären Techno-Club. Dann setzt sich die 42-jährige Aktionskünstlerin an den Konferenztisch und schaut sich um, als wäre sie selbst zum ersten Mal da. «Wir kommen hier immer noch an», sagt sie. «Es ist eine spannende Zeit.»

Weil Demokratie ein Tuwort ist

Wir, das sind die sechs Festangestellten und meist noch eine Person, die ein Praktikum macht. Sie sind im Sommer eingezogen, weil sie inzwischen mehr Platz brauchen. Die Initiative «Radikale Töchter», die Leonard 2019 gemeinsam mit der Medienkünstlerin Katharina Haverich gegründet hat, ist schnell gewachsen – und gefragt. Sie behandelt viele Themen, die heute vielleicht wichtiger sind denn je: Antirassismus, Feminismus und Klimaschutz. Ihr Ziel ist es, unsere Demokratie zu stärken.

«Es ist wichtig zu begreifen, dass Demokratie nie fertig ist.»

Cesy Leonard, Mitgründerin der Initiative «Radikale Töchter»

«Manchmal denken wir, die Demokratie sei irgendwann fertig oder abgeschlossen», sagte Cesy Leonard bei einer Podiumsdiskussion auf dem «Schönauer Stromseminar» 2024. «Aber es ist wichtig zu begreifen, dass Demokratie nie fertig ist. Dass Demokratie ein Tuwort ist, etwas, an dem wir ständig weiterarbeiten müssen.»

Radikale Töchter setzt sich für politische Bildung und Selbstermächtigung ein. Der Name steht symbolisch für eine nicht patriarchale, neue und aktivistische Zeit – und natürlich dürfen auch männliche und nicht binäre Personen mitmachen. Ein feministischer Verein, der unter anderem von der Bundeszentrale für politische Bildung finanziell unterstützt wird und sich klar positioniert. Eben gegen Rassismus und Rechtsextremismus. Für den Klimaschutz. Denn auch der ist immer abhängig davon, wie gewählt wird.

Man denke da zum Beispiel an Donald Trump, der den Klimawandel leugnet. Kurz nach seinem Amtsantritt erklärte der wiedergewählte Präsident den erneuten Austritt der USA aus dem Pariser Klimaabkommen, das eine Begrenzung der globalen Erwärmung auf 1,5 Grad Celsius vorsieht. Darüber hinaus will Trump Naturschutzgebiete um Tausende Hektar verkleinern, dort Erdölbohrungen und Bergbau ermöglichen. Generell fossile Energien fördern.

In Deutschland fordert derweil die AfD von der Bundesregierung, internationale Klimavereinbarungen – einschließlich des Pariser Abkommens – aufzukündigen und die CO_2-Bepreisung abzuschaffen. Klimaschutz sei ein «politischer Kampfbegriff», Maßnahmen zu ergreifen überflüssig.

Stärkung der Persönlichkeit

Die spürbare Verschiebung vieler Länder nach rechts ist eine wachsende Gefahr für den Klimaschutz. Auch deshalb engagiert sich die Initiative von Cesy Leonard dagegen, zunächst in Brandenburg, Thüringen und Sachsen. Der Grund: Die geringe Wahlbeteiligung – und viele, die dort wählen, wählen rechts.

«Viele junge Menschen in Deutschland, insbesondere in den neuen Bundesländern, sind politisch desillusioniert», sagt Cesy Leonard. «Wir wollen Resignation und Ohnmachtsgefühle in Handlungsfähigkeit umwandeln und Jugendliche inspirieren, sich mit gesellschaftlichen Themen auseinanderzusetzen.» Radikale Töchter setzt damit an einem Punkt an, der weit vor allen anderen Bemühungen zu Umweltschutz und politischer Veränderung liegt: dem Zugang zum persönlichen Empfinden – als Mittel zur Stärkung der Persönlichkeit.

Dafür fahren die Trainerinnen inzwischen auch in andere Regionen Deutschlands, nach Usedom, Witten, Augsburg. Oder nach Graz, Wien und Innsbruck in Österreich. Geben Workshops an Schulen und Berufs-

Cesy Leonard * Foto: Saskia Uppenkamp

Cesy Leonard (Mitte) bei der Teamsitzung im Büro der Radikalen Töchter. Die Initiative hat mittlerweile insgesamt sechs Festangestellte, die eng zusammenarbeiten. ⋆ Foto: Saskia Uppenkamp

schulen. In Ausbildungsbetrieben, Jugendzentren, kulturellen Einrichtungen, bei politischen Initiativen und Unternehmen.

«Was macht euch wütend? Wozu wollt ihr arbeiten? Das ist unser Ausgangspunkt, um Kunst zu machen.»

Cesy Leonard, Aktionskünstlerin

Die Workshops beginnen immer mit Fragen. So lockern Leonard und die gut 20 freien Trainerinnen die Atmosphäre auf, regen zum gemeinsamen Denken an. Die Frage an der Bürotür gehört auch dazu: Wann hast du dich zuletzt mutig gefühlt? Weitere sind: Was macht dich wütend? Hast du schon mal eine Kuh gemolken? Was ist dein Lieblingssnack? Hast du deinen Vater irgendwann weinen gesehen? Und: Sind diese Fragen eigentlich politisch?

«Darüber kommen wir ins Gespräch», sagt Leonard. «Denn es ist politisch, ob du deinen Vater weinen siehst. Wer weint in unserer Gesellschaft? Wir denken zusammen darüber nach und lernen uns kennen.» Das Kennenlernen, es ist auch deshalb wichtig, weil Leonard und ihr Team das Programm ständig variieren. Flexibel gehen sie auf die individuellen Bedürfnisse der Personen ein, die ihre Workshops besuchen. Diese dauern manchmal vier Stunden, manchmal einen oder mehrere Tage.

«Aber egal, wie lange es dauert: Wir sind nicht da, um anderen zu sagen, wie es läuft», sagt Leonard. «Wir wollen wissen, wie es ihnen geht und was ihre Themen sind.» Die Idee dahinter ist, dass Eigenermächtigung am besten aus eigenen Anliegen erwachsen kann.

Eine grundlegende Herausforderung liegt darin, die Teilnehmenden überhaupt zu erreichen. Häufig treffen sie bei den Workshops auf Gruppen, die nicht unbedingt auf den feministisch-antirassistischen Besuch aus Berlin gewartet haben. Jugendliche zum Beispiel, die von ihrem Klassenlehrer angemeldet wurden und dann mit rechten Sprüchen auf dem T-Shirt vor Cesy Leonard sitzen. Keine Miene verziehen. Die null Bock auf sie haben – und schon gar nicht darauf, über Demokratie oder den Klimawandel zu reden. Oder darüber, ob man seine Einstellung ändern sollte.

«Deswegen gehen wir nicht hin und sagen: Du musst jetzt das oder das machen. Das bringt überhaupt nichts», sagt Leonard. «In diesem Moment habe ich Vorurteile und die haben Vorurteile. Da müssen wir ansetzen.»

«Wie finden wir trotzdem einen Weg? Wo begegnen wir uns als Menschen?»

Cesy Leonard, Aktionskünstlerin

Leonard hat rote Haare und Sommersprossen. Sie trägt bei den Workshops einen Arbeitsoverall. Sieht aus wie

Die Künstlerin und Aktivistin Kasia Wójcik erklärt bei einem Workshop für Mitglieder mehrerer gemeinnütziger Umwelt- und Klimaschutzorganisationen, wie man mit Aktionskunst Aufmerksamkeit erreichen kann. ⋆ Foto: Kathrin Harms

eine, die in ihrer Berliner Blase mit dem Lastenrad unterwegs ist und am liebsten irgendeinen komplizierten Kaffee trinkt. Das Klischeebild einer linken Städterin, nicht selten von Konservativen heraufbeschworen, um zu polarisieren, Menschen verächtlich zu machen. «Genau so ist es», sagt Cesy Leonard. «Manche Schüler:innen finden mich also vielleicht doof. Und die dürfen das auch. Letztlich geht es aber darum: Wie finden wir trotzdem einen gemeinsamen Weg? Wo begegnen wir uns als Menschen?» Für sie bedeutet das, raus aus der eigenen Komfortzone zu gehen. Selbst mutig zu sein, immer wieder. Und offen.

«Jemanden zu verstehen, heißt nicht unbedingt, mit seiner Haltung übereinzustimmen», sagte Leonard in Schönau. Wer sich mit ihr unterhält, spürt: Es geht ihr auch sonst um Augenhöhe. Sie fordert kein Einverständnis ein. Und fragt häufig nach der Einschätzung ihres Gegenübers.

«Manche merken erst im Gespräch, was sie frustriert und wütend macht.»

Cesy Leonard, Workshop-Leiterin

So geht es bei den Radikalen Töchtern im Kleinen um das, worum es in unserer Gesellschaft als Ganzes geht: um den Austausch zwischen Andersdenkenden, der meist zu kurz kommt. Von dem oft die Rede ist – was aber selten zu echten Dialogen führt. Die gelingen Leonard und ihrem Team auch nicht in jedem Workshop. Nicht alle lassen sich mit ein paar Fragen und Gruppenübungen zum Mitmachen bewegen. Überraschend oft klappt es aber.

Das führt im besten Fall zu Erfolgen, die sich nur schwer messen lassen. Zum Beispiel zu Aha-Erlebnissen junger Menschen, die sich sonst vergessen fühlen. Die jeden Morgen um Viertel nach fünf aus dem Haus müssen, weil nur dann ein Bus zu ihrer Berufsschule fährt. «Da warten sie noch anderthalb Stunden, bis der Unterricht losgeht», sagt Leonard. «Sie merken manchmal erst im Gespräch mit uns, wie frustrierend das grundsätzlich für sie ist. Wie wütend sie das macht.»

Leonard entwickelt gemeinsam mit ihnen Pläne, um mit dieser Wut umzugehen. Selbst auf sich und die eigenen Bedürfnisse aufmerksam machen, anstatt zu hoffen, dass sie von anderen erkannt werden. Von Politiker:innen bessere Busverbindungen im Landkreis fordern. Es sind kleine Schritte, die auf persönlicher Ebene eine Entwicklung anstoßen können. Die im besten Fall irgendwann dazu führen, sich als aktiver Teil unserer Demokratie zu verstehen.

Besondere Aktionen und heftige Reaktionen

Schon bevor sie ihre Bildungsinitiative gründete, hatte sich Leonard mit vollem Einsatz dem politischen Aktivismus gewidmet. Ab 2011 war sie Chefin des Planungsstabs

Kunstaktion von Cesy Leonard mit dem «Zentrum für Politische Schönheit» 2017: eine Nachbildung des Holocaust-Mahnmals neben dem Grundstück von Björn Höcke als Reaktion auf die Dresden-Rede des AfD-Politikers. * Foto: F. Boillot / SZ Photo

des «Zentrums für Politische Schönheit» (ZPS) und dort unter anderem für die künstlerische Konzeption von Aktionen und die Leitung des Filmdepartments verantwortlich. Das ZPS ist bekannt für provokative und kontrovers diskutierte Kunstkampagnen. «Wir versuchen, den Kunstbegriff weiterzutreiben und mit der Kunst wirklich Veränderung zu schaffen», sagte Leonard 2018 bei einem Vortrag im Wiener Museum Belvedere 21, wo sie einige der spektakulärsten Aktionen vorstellte.

Bis zu sechs Monate recherchiert und plant das ZPS, dem sich mehr als 100 Aktionskünstler:innen und Kreative zurechnen, die jeweiligen meist spektakulären Einsätze. Wie zum Beispiel die Nachbildung des Holocaust-Mahnmals neben dem Wohnhaus von AfD-Politiker Björn Höcke in Bornhagen. Die Kunstaktion im November 2017 war eine Reaktion auf Höckes Dresden-Rede, in der er das Berliner Holocaust-Mahnmal ein «Denkmal der Schande» nannte. Das ZPS wollte die Öffentlichkeit mobilisieren. Ein Zeichen gegen Rechtsextremismus setzen.

«Natürlich wird eine Debatte angestoßen, aber die Kunst macht es möglich, dass auch ein Gefühl dabei transportiert wird. Dass man gezwungen wird, sich zu fragen: Wie stehe ich dazu?», sagt Cesy Leonard bei ihrem Vortrag. Sie begrüßt es, wenn Aktionen zu heftigen Reaktionen führen. Breit diskutiert werden. Und so vielleicht mehr Menschen erreichen als manche Demo.

Das ZPS hat allein mit der Höcke-Aktion mehr als 100.000 Euro an Spenden gesammelt, viel Unterstützung gefunden. Der AfD-Chef bezeichnete das Zentrum für Politische Schönheit als «terroristische Vereinigung». «Darüber haben wir uns natürlich gefreut», sagt Leonard. Nach der Aktion erreichten die Künstlergruppe und Leonard als Person zahlreiche Morddrohungen. Sogar ihre kleinen Kinder wurden erwähnt.

«Radikale Töchter ist ja auch entstanden, um dem Rechtsruck etwas entgegenzusetzen.»

Cesy Leonard, Aktionskünstlerin

Bei den Workshops von Radikale Töchter sind sie zur organisatorischen Vorsicht gezwungen – so werden diese beispielsweise nie mit dem genauen Veranstaltungsort angekündigt. Persönlich lässt Leonard sich jedoch nicht einschüchtern. «Radikale Töchter ist ja auch als Reaktion auf die politische Entwicklung in Deutschland entstanden, um dem Rechtsruck etwas entgegenzusetzen.» In den Konferenzraum stecken inzwischen immer häufiger junge Frauen ihre Köpfe. Die Kolleginnen begrüßen Cesy Leonard freudig. Fragen, wie lange sie wohl noch braucht. Nicken, lachen, ziehen sich wieder zurück. Das wöchentliche Team-Meeting steht an. Leonard hat nach dem ruhi-

Brainstorming in Berlin: Inzwischen haben sich die Workshop-Teilnehmenden in kleinen Gruppen zusammengefunden und überlegen, was ihre Ziele sind – und für welche sie Aufmerksamkeit generieren wollen. ⋆ Foto: Kathrin Harms

gen Morgen im Büro nun tatsächlich Zeitdruck. Trotzdem wirkt sie nicht im Mindesten gestresst. Antwortet allen Mitarbeiterinnen gleich zugewandt, kündigt an, dass sie bald fertig sei. Erzählt ruhig zu Ende, verabschiedet sich dann herzlich. Fürs Erste.

Aufmerksamkeit erzeugen

Drohnenflug: Autobahn, Hochhaussiedlung. Eine junge Frau vor einem Hochhaus, roter Overall, die Haare wehen im Wind. Ein junger Mann in gelbem Overall. Pferdehufe auf dem Asphalt. Zwei Schimmel. Darauf die Gründerinnen der Radikalen Töchter. Sie reiten durch die Siedlung. Beats, bei denen sich die Armhaare aufstellen. Dazwischen Filmszenen von Demos und politischen Aktionen. Immer mehr Menschen in bunten Overalls kommen ins Bild, laufen mit Leonard. Am Ende die Aufforderung: «Bildet Banden!»

Im Raum: Applaus. Der Imagefilm von Radikale Töchter gefällt den Teilnehmenden des Workshops, der kurz nach unserem Besuch bei Leonard in einem anderen Stadtteil, einem anderen Bürogebäude in Berlin, seinen Lauf nimmt. Hier steht ein ganztägiger Kurs für mehrere gemeinnützige Umwelt- und Klimaschutzorganisationen an. Ein neuer Schulungszweig der Radikalen Töchter, der ähnlich wie die Zahl der Jugendkurse wächst. Die Gesichter der gut zwanzig Teilnehmenden – die meisten gehen schon länger nicht mehr zur Schule – wenden sich gespannt der Trainerin Kasia Wójcik zu. Der Film hat erreicht, was er soll: Er macht Lust, dabei zu sein. Er zeigt, dass es cool ist, sich abzuheben und zusammenzuschließen. Etwas zu tun.

Wójcik, 34, Künstlerin und Aktivistin, hat einen rosa Overall an. Trägt ihre Fingernägel in der gleichen Farbe und ihre Locken oben auf dem Kopf zusammengeknotet. Die Overalls tragen alle, die Workshops für Radikale Töchter leiten. Sie sind bequem und helfen dabei, so Wójcik, dass die Initiative «als Bande» zu erkennen ist.

Sie steht am vollbesetzten Stuhlkreis. Erklärt, fragt. Zeigt bald weitere Filme, die erzählen, wie Umweltschutz mit Aktionskunst mehr Aufmerksamkeit erreichen kann. Beispiele, die inspirieren. Wie das Video «Sonne statt Kohle»: Als 2018 die Kohlekommission in Berlin tagt, demonstrieren Aktivist:innen von Greenpeace gegen Kohlestrom und für Solarkraft. Sie organisieren aber keine Demo. Stattdessen schütten sie an der Berliner Siegessäule 3.500 Liter ökologisch abbaubare gelbe Farbe auf die Straße. Den Rest übernehmen die Autos: Sie verbreiten das Gelb mit ihren Reifen auf den Straßen rund um den Kreisverkehr. Von oben sieht das bald aus wie eine Sonne. Ein starkes Bild für Solarkraft, das durch die Nachrichten geht. Aufmerksamkeit garantiert.

Manche würden das als gutes Marketing bezeichnen. «Legalen Stress» nennen es die Radikalen Töchter, obwohl solche Aktionen durchaus juristische Folgen und erheb-

liche Kosten nach sich ziehen können. Doch natürlich will die Initiative nicht zu Gesetzesbruch aufrufen, warnt in den Workshops immer wieder vor unüberlegten Taten. «Lange, bevor solche Aktionen möglich sind, braucht es sowieso immer erst eine klare Idee davon, was eigentlich das Problem ist – und was sich genau ändern sollte», sagt Kasia Wójcik. «Für uns ist Wut ein positives Gefühl. Schreibt also bitte mal auf, was euch wütend macht!»

«Erzähle eine radikale Idee niemals langweiligen Menschen, sie werden sie in der Luft zerreißen.»

Cesy Leonard, Mitgründerin «Radikale Töchter»

Neben ihr auf dem Bildschirm steht nun: «Von der Wut in den Mut: eigene Themen finden!» Sie verteilt Zettel, auf denen die Workshop-Teilnehmenden notieren, was sie verändern wollen. Ausgehend von dieser ersten Sammlung wird Kasia Wójcik den Nachmittag mit den Gruppen gestalten. Ideen für politische Aktionen entwickeln, die Aufmerksamkeit generieren, aber hier in diesem Artikel nicht beschrieben werden sollen. Sonst wäre ja, falls sie in diesem Jahr umgesetzt werden, der Überraschungseffekt hin. «Erzähle eine radikale Idee niemals langweiligen Menschen, sie werden sie in der Luft zerreißen», entgegnet Kasia Wójcik auf die Frage, was sie von Cesy Leonard gelernt habe.

Die Wichtigkeit zu scheitern

Einige Wochen später, am Telefon darauf angesprochen, lacht Leonard. Und meint nach einer kurzen Pause: «Das stimmt wirklich immer! Und ich habe noch einen anderen Tipp: Am besten nimmt man sich selbst nicht zu ernst.» Eigentlich war ein zweites Treffen angedacht, doch dann kamen einige Termine dazwischen. Cesy Leonard wirkt am Telefon ernster als in unserem ersten Gespräch. Vielleicht weil der Blickkontakt fehlt. Vielleicht weil sie darüber spricht, wie wichtig es ist, sich nicht verunsichern zu lassen. Sich etwas zu trauen, zu scheitern. «Aktivismus ist ja nicht nur erfolgreich, wenn ich 20.000 Unterschriften sammle. Ich probiere etwas aus und es funktioniert nicht. Das ist nicht schlimm. Vielleicht ist es sogar interessanter und bringt mich weiter, als alles richtig zu machen.»

Der sprichwörtliche Weg ist das Ziel. So wie für Leonard die Arbeit an der Demokratie nie abgeschlossen, sondern «Demokratie ein Tuwort» ist, so ist es auch ihre Arbeit als Künstlerin. Das heißt aber nicht, dass ihr das immer leichtfällt. Sie hat daran gearbeitet, sich mit ihren Fehlern zu akzeptieren, sich zuzugestehen, neue zu machen. Nicht allen zu gefallen, anders zu sein. Bereits ihre feministische Mutter sah es nicht ein, die kleine Tochter in ein rosa Tutu zu stecken – nur für eine Ballettaufführung. Cesy tanzte also in einem blauen Sportbody neben den anderen Mädchen. «Meine Tochter würde das heute niemals mitmachen», sagt sie und lacht. Als Jugendliche war sie dann in der Stuttgarter Graffiti- und Hip-Hop-Szene aktiv. Ging für ihre Schauspielausbildung schließlich nach Berlin, arbeitete im Film, Fernsehen und Theater – und blieb, weil «die Stadt so divers ist und dort alle machen können, was sie wollen».

«Emotionen wie Scham und Wut sind ja oft politisch geprägt – und somit veränderbar.»

Cesy Leonard, Aktionskünstlerin

Trotzdem habe sie lange einen Minderwertigkeitskomplex gespürt, sich zum Beispiel der Kulturszene nicht zugehörig gefühlt. Sie hatte kein Abitur gemacht. Durfte sie sich da überhaupt in intellektuelle Kunstdiskurse einmischen? Oder Interviews geben? «Und dann verstand ich irgendwann, dass es am besten ist, das eigene Anderssein in eine Art Superkraft umzuwandeln», sagt Cesy Leonard. «Emotionen wie Scham und Wut sind ja oft politisch geprägt – und somit veränderbar.»

Wenn Cesy Leonard solche Sätze sagt, gibt sie einem wirklich das Gefühl, ja, jede Person kann, du kannst etwas tun. «Demokratie ist wie ein Muskel, den man trainieren muss», auch sowas sagt sie. Los, hol dir einen Overall!

Ende des vergangenen Jahres hat Leonard ihr drittes Kind bekommen. «Nein, ich würde sagen, mein viertes! Radikale Töchter war mein drittes.» Ihre Kolleginnen haben ihr für das Mädchen einen Strampelanzug mit dem Aufdruck «Radikale Tochter» geschenkt. Cesy Leonard freut sich darüber – und auf den Frühling, wenn sie nach dem Mutterschutz wieder arbeiten geht. «Vielleicht ist es eh gut für die Initiative, wenn die Jüngeren jetzt ohne mich ihr Ding machen», sagt sie. Vermutlich ist sie die Einzige, die so denkt.

Diesen und weitere Texte aus der Rubrik «Zum Glück» finden Sie online: www.ews-schoenau.de/magazin/zum-glueck

Die Frage, die Cesy Leonard immer in ihren Workshops stellt, ziert auch ihre Bürotür. * Foto: Saskia Uppenkamp

ZUGESPITZT

WARUM WIR EINE KLIMAREGIERUNG BRAUCHEN

EIN GASTKOMMENTAR VON RONJA HOFMANN, FRIDAYS FOR FUTURE

NACH DEN WAHLEN WURDE SONDIERT, NUN STEHT DER KOALITIONSVERTRAG – DOCH ANTWORTEN AUF DIE KLIMAKRISE GIBT ES KEINE. DAS MUSS SICH, SO UNSERE GASTAUTORIN, SCHLEUNIGST ÄNDERN.

Sucht man im Koalitionsvertrag von CDU und SPD nach Klimapolitik, fühlt man sich schnell ins Jahr 2018 zurückversetzt. Die Klimakrise wird zwar alibimäßig erwähnt und man bekennt sich zu internationalen Zielen, doch von konkreten Vorhaben oder gar Maßnahmen, wie diese Ziele erreicht werden sollen, fehlt fast jede Spur. Die Reaktion der Medien und Fachöffentlichkeit – ebenfalls wie 2018: Schulterzucken. Von einer schwarz-roten Koalition erwartet anscheinend niemand etwas anderes. Und genau da liegt der Fehler.

Merz' Strategie, im Wahlkampf das Wort «Klima» nicht in den Mund zu nehmen, ging überraschend gut auf – er war in der ARD-Wahlarena kurz vor der Bundestagswahl selbst erstaunt darüber, dass kaum über dieses Thema gesprochen wurde. Es ist allerdings eine unterirdische Fehlleistung, die Klimakrise derart demonstrativ totzuschweigen, obwohl 2024 das erste Jahr war, in dem die globale Durchschnittstemperatur von 1,5 Grad überschritten wurde, obwohl Teile Süddeutschlands unter Wasser standen und 326 Menschen bei Überschwemmungen in Spanien starben. Doch während die Klimakrise eskaliert, überbietet sich die Politik im Wahlkampf mit Ankündigungen, wer am meisten Menschen abschieben könne. Dabei belegen Umfragen immer wieder: Ein Großteil der Menschen möchte mehr statt weniger Klimaschutz. Ihnen leuchtet ein, warum wir bei Fridays for Future seit Jahren auf die Straße gehen und streiken: Sie haben die existenzielle Gefährdung durch die Klimakrise verstanden.

Wir dürfen nicht mehr wegsehen

«Strategisch inkompetent» nennt man eine Person, die sich so lange ungeschickt anstellt, bis niemand mehr etwas von ihr erwartet. Aus polternden Auftritten von Merz oder seiner Ankündigung, kein «grüner» Kanzler sein zu wollen, jedoch zu schließen, dass von ihm nichts zu erwarten sei, würde bedeuten, ihn aus der Verantwortung zu entlassen. Das darf nicht sein! Denn nicht zuletzt das Bundesverfassungsgericht hat geurteilt: Wir alle haben ein Recht auf Klimaschutz. Jede Regierung muss also eine Klimaregierung sein!

Dass strategische Inkompetenz zu Merz' Taktik gehört, wurde spätestens im Wahlkampf klar: Während Friedrich Merz verlauten ließ, dass Wirtschaftswachstum sowie Streichungen beim Bürgergeld ausreichen würden, um die nötigen Investitionen in Infrastruktur und Wirtschaft zu tätigen, offenbarte sich bereits wenige Tage nach der Wahl, dass dies eine bequeme Lüge war und er samt seiner Partei nun gezwungenermaßen in der finanzpolitischen

Realität aufgewacht ist. Unbegrenzte Schulden für die Verteidigung und 500 Milliarden für Infrastruktur sind nun die Ansagen, mit der Union und SPD aus den Sondierungen kamen. Dass dank der Grünen 100 der Infrastruktur-Milliarden in den Klimaschutz fließen, ist ein wichtiger Schritt. Doch kann dieser Posten nur dann einen positiven Effekt erzielen, wenn die restlichen 400 Milliarden nicht gleichzeitig in die Klimazerstörung fließen. Das Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung hat berechnet, dass mit jeder eingesparten Tonne Kohlendioxid 200 Euro weniger für Klimaschäden anfallen. Deshalb schlägt deren Direktor, Ottmar Edenhofer, eine so grundsätzliche wie sinnvolle Regelung vor: Nur Investitionen, die tatsächlich CO_2-Emissionen reduzieren, dürfen über Schulden finanziert werden.

Das fossile Rollback stoppen

Von solch vernunftgetriebenen Ansätzen sind Union und SPD jedoch Welten entfernt. Es befinden sich nicht nur viel zu wenige Klimaschutzmaßnahmen im Koalitionsvertrag, sondern zahlreiche Vorhaben wie die Rückkehr der Subvention von Agrardiesel in voller Höhe zielen geradezu darauf ab, den Klimaschutz zu konterkarieren und Deutschland zurück ins fossile Gestern zu katapultieren. Auch die geplante Förderung der Kernfusion ist laut der Ökonomin Claudia Kemfert «völlig rausgeschmissenes Geld». Vor allem die Union schien sich in den Verhandlungen mit absurden Vorschlägen wie dem Atomkraft-Wiedereinstieg, der Abschaffung des Gebäudeenergiegesetzes und der Ablehnung eines Tempolimits dem Klimaschutz komplett zu verweigern. Besonders fatal ist der Beschluss, in zusätzliche Gasinfrastruktur zu investieren – aus klimapolitischer wie auch aus geo- und sicherheitspolitischer Perspektive. Denn eine Zusammenarbeit mit «internationalen Gasanbietern» anzukündigen bedeutet nichts anderes, als sich von Autokraten abhängig zu machen.

Stattdessen braucht es klare, sozial gerechte Impulse für die Erneuerbaren. Deshalb fordert Fridays for Future eine Mobilitäts- und Wärmegarantie, die allen den Ausstieg aus dem fossilen Wahnsinn ermöglicht. Wir fordern ein Klimageld, das die Einnahmen aus dem CO_2-Preis gleichmäßig an alle Bürger:innen verteilt, wovon Menschen mit niedrigem Einkommen und klimafreundlicher Lebensweise profitieren. Vor allem aber müssen die Bereiche Energieerzeugung, Verkehr und Gebäude grundlegend neu ausgerichtet werden.

Gesamtwirtschaftliche Transformation forcieren

Die Wind- und Solarindustrie boomt weltweit – nicht zuletzt, weil Erneuerbare günstiger als fossile Energien sind, die mit horrenden Summen lange künstlich am Leben gehalten wurden. Es ist an der Zeit, endlich einen klaren Plan für den Ausstieg aus dreckigem Gas vorzulegen, den fossilen Irrweg zu verlassen und dafür zu sorgen, dass Strom wirklich günstig wird. Denn das ermöglicht erst die wirtschaftliche Transformation hin zur Klimaneutralität und senkt zudem die Betriebskosten für Wärmepumpen und E-Autos. Außerdem benötigen wir massive Investitionen beim Verkehr: einen Ausbau der Schiene, ein klares Bekenntnis zu einem erschwinglichen Deutschlandticket und Geld für Kommunen, damit diese den öffentlichen Nahverkehr ausbauen können. Als Drittes müssen sämtliche Gebäude zukünftig hohen Energiestandards entsprechen und klimafreundlich beheizt werden können.

Und noch etwas: All das über Schulden zu finanzieren mag zwar bequem sein, ist aber ungerecht gegenüber kommenden Generationen. Deshalb braucht es zusätzlich eine Steuer für Superreiche, Millionenerb:innen und Fossilkonzerne, die ihren Reichtum auf Kosten unserer Zukunft angehäuft haben.

Merz ist – notgedrungen – in der finanzpolitischen Realität angekommen. Höchste Zeit also, dass er auch in der Klimarealität ankommt. Es ist nun an Union und SPD, die Abermilliarden dafür einzusetzen, unsere Lebensgrundlagen konsequent zu schützen. Friedrich Merz hat sich bisher keinen Namen als Klimaschützer gemacht – dafür aber einen als Fähnchen im Wind. Umso wichtiger ist es jetzt, dass ein Orkan von unserer Seite kommt. Wir dürfen unsere Erwartungen nicht danach ausrichten, was unter ihm als Kanzler vorstellbar scheint, sondern an dem, was nötig ist – und nicht weniger sollten wir von der künftigen Regierung erwarten.

Ronja Hofmann, 2003 in Rheinfelden geboren, studiert Politik- und Kommunikationswissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der York University in Toronto. Sie engagiert sich seit 2019 bei «Fridays for Future» und ist seit 2021 unter anderem als Pressesprecherin in München tätig.

Weitere Texte aus der Rubrik «Zugespitzt» finden Sie online: www.ews-schoenau.de/magazin/zugespitzt

RØDE
PROD.
ROLL
GOAL
17
SCENE
RE DE
3
DIRECTOR:
CAMERA:
Day.
Int
Sync

ZUM GLÜCK

FILM AB FÜR DIE ZUKUNFT

EINE REPORTAGE VON JUDITH VON PLATO
FOTOS VON MONIKA KEILER

WIE ERKLÄRT MAN KINDERN DAS THEMA NACHHALTIGKEIT? BERLINER SCHÜLER:INNEN BESCHÄFTIGTEN SICH EINGEHEND DAMIT UND FINDEN IHRE GANZ EIGENEN ANTWORTEN.

Mit lautem Knall fällt die Filmklappe vor ihrem Gesicht. Das Geräusch hallt durch den Saal des Kunstquartiers Bethanien, einst Krankenhaus, inzwischen längst etablierter Kunstraum in Berlin-Kreuzberg. «Und Action!» hört sie den Regisseur rufen. Billie atmet tief ein. Sie ist elf Jahre alt. Ihre langen roten Haare hat sie zusammengebunden, sie trägt eine weite Jeans und ein lockeres T-Shirt. Die Kamera ist auf sie gerichtet, das Mikrofon schwebt über ihrem Kopf. Das Licht leuchtet grell. Der Regisseur und die künstlerische Leiterin blicken sie gespannt an. Die anderen Kinder hinter Billie geben keinen Laut von sich, und dennoch weiß sie genau, dass sie da sind und warten – auf das, was sie zu sagen hat. Um ihrer aller Zukunft und die der Welt geht es, nicht mehr und nicht weniger.

Gemeinsam politischen Themen nachgehen

Billie und elf weitere Schüler:innen dreier Berliner Grundschulen sind fast an ihrem Ziel angelangt. Seit Beginn des Schuljahres engagieren sie sich gemeinsam mit anderen Kindern bei einem Filmprojekt des Berliner Vereins «sideviews». An diesem Tag drehen sie alle zusammen das letzte Video zu den 17 Nachhaltigkeitszielen der Vereinten Nationen. Jede Klasse widmete sich in einem mehrminütigen Video einem der Ziele – aus der Sicht von neun- bis zwölfjährigen Kindern. Und sideviews, ein Kollektiv aus Künstler:innen, unterstützte sie dabei. Als Verein, unterstützt von einem Bundesministerium, dem Berliner Senat und mehreren Stiftungen – ist das Kollektiv darauf spezialisiert, mit Kindern und Erwachsenen in Kunstprojekten politischen Fragen nachzugehen.

«Unser Ansatz ist partizipativ», erklärt Anja Scheffer, Regisseurin, Schauspielerin und künstlerische Leiterin des Vereins. Das heißt: Die Kinder stehen nicht nur vor der Kamera, sie haben gemeinsam mit sideviews für die Videos recherchiert, sich die Konzepte überlegt, Geschichten ausgedacht, Drehpläne geschrieben, Requisiten gebastelt und Kostüme zusammengesucht. Das Kollektiv hat geplant, Ideen besprochen, Unterstützung beim Schauspielen geleistet, den Kameramann gestellt und den Filmschnitt übernommen.

«Die Erwachsenen verkacken richtig!»

Billie, 11 Jahre

Bereits bei einem Vorgängerprojekt hatte das Kollektiv mit einer der drei beteiligten Grundschulen zu den Nachhaltigkeitszielen gearbeitet. Um diese bekannter zu

Der Regisseur Daniel Harder und die Schüler:innen bei den Dreharbeiten.

Links: Bei einer Improvisationsübung machen die Schüler:innen der Politik Druck. Sie proben Reden vor den Vereinten Nationen.

Mitte: Für Anja Scheffer ist es zweitrangig, ob ihr ein Film am Ende gefällt. Die Kinder gestalten und entscheiden das meiste selbst.

Rechts: Beim Schauspielern ist es manchmal ganz schön schwer, nicht zu lachen, aber sich im Spiel so richtig laut zu beschimpfen macht ja auch Spaß.

machen, war 2022 die Idee für das Filmprojekt entstanden. Es passiere viel zu wenig in Sachen Nachhaltigkeit, finden die Schüler:innen. Oder um es in Billies Worten zu sagen: «Die Erwachsenen verkacken richtig!» Wenn sie redet, spricht sie laut und deutlich. «Es geht um unsere Zukunft. Wir wollen mitentscheiden», wird sie später ihre Motivation erklären.

Mittlerweile sind 16 Kurzfilme abgedreht. Ein Teil wurde bereits im renommierten Berliner «Haus der Kulturen der Welt» gezeigt. Jetzt fehlt nur noch ein einziger Film: die Nummer 17, «Partnerschaften zur Erreichung der Ziele» – das letzte und übergeordnete Ziel, das 2015 von der Weltgemeinschaft festgehalten worden ist. Die Vereinten Nationen setzten sich damals 17 Ziele für eine nachhaltige Entwicklung, um weltweit Armut, Ungleichheit und Umweltzerstörung entgegenzutreten.

«Wir sind hier, weil es so nicht weitergeht.»

Billie, 11 Jahre

Hier oben in dem hohen, hellen Saal ist die Stimmung aufgeheizt. Von der Berliner Tristesse der kalten Jahreszeit draußen sickert nichts hinein. Seit rund einer Woche arbeiten die zwölf Kinder mit sideviews auf diesen Tag hin. Sie haben Ideen gesammelt, Videos geschaut, improvisiert, Notizkarten geschrieben. Sie haben sich mit Anja Scheffer und dem Regisseur Daniel Harder überlegt, wer was vor der Kamera thematisiert und wie sie das bildlich darstellen können. Ihre Redebeiträge sollen spontan wirken. Auswendig gelernt wird deshalb nichts. «Dann wirkt es natürlicher», erklärt Anja Scheffer, die in den Proben wieder und wieder mit den Kindern improvisiert hat.

Doch mit dem Proben ist Schluss, jetzt wird es ernst: Billie steht vor der Kamera. Zwar etwas aufgeregt, aber sie weiß, was dagegen hilft. Anja Scheffer hat es der Gruppe erklärt. Ihr Trick: Auf die Füße gucken, tief ein- und ausatmen. Dann hebt Billie den Kopf. «Wir sind hier, weil es so nicht weitergeht», sagt sie. Ihre Aufregung ist ihr nicht anzumerken. «Wenn es um unsere Rechte geht, kommt alles, was ich weiß, aus meinem Gehirn», wird sie danach erzählen. Ihr Blick ist weiter in die Kamera gerichtet. Wen genau sie so durchdringend anguckt, weiß sie in diesem Moment nicht. Aber sie hofft, dass es so viele Menschen wie möglich sind: Kinder an anderen Schulen, Eltern, Lehrkräfte und vielleicht sogar Menschen aus der Politik.

Einen kurzen Augenblick ist es still. «Und danke!», ruft Daniel Harder. Harder produzierte schon Werbeclips und Musikvideos für Peter Fox, Sido und die Beatsteaks, in den Neunzigern legte er in Berliner Clubs auf. Die Kinder klatschen und jubeln. Billie hat ihren ersten Auftritt geschafft. Gleich geht es weiter. An der Wand des Raums klebt der Drehplan voller Strichmännchen und Szenentiteln. In einer Ecke liegt eine aufblasbare Weltkugel aus Plastik. Sie wirkt winzig im eindrucksvollen Saal des Bethanien.

Ein Dutzend Kinder – ein Dutzend Expert:innen

Nach und nach kommen alle zwölf Kinder einzeln vor die Kamera. Jedes hat sich Expertise zu einem der grundlegenden Ziele angeeignet. Lou spricht über Sanitäranlagen, Kaya über die Abholzung des Regenwaldes und Richard über eine nachhaltigere Bauwirtschaft. Djamilo kritisiert Pestizide. Zoé, Billies beste Freundin, fordert einen besseren Meeresschutz. Carlotta geht es ebenfalls um Wasser: «Viele Menschen haben kaum sauberes Trinkwasser, und dann wird es ihnen auch noch von großen Firmen geklaut», sagt sie und fährt fort: «Wasser gehört uns allen!» Anuri beschäftigt sich mit Geflüchteten und fragt: «Wie könnt ihr nachts schlafen in dem Gedanken, dass ihr ihnen nicht helft?» Maia pocht auf die Zusammenarbeit von Globalem Süden und dem Norden. August wünscht sich mehr grüne Energie, und dann ist da noch Liv. Sie weist auf die vielen Kriege weltweit hin – und ruft zur Besinnung auf: «Wir sind eine große Gemeinschaft», sagt sie. In einer Pause erzählt sie, was sie zum Mitmachen motiviert: Liv wünscht sich, dass ihre Kinder noch mit Schnee aufwachsen.

«Erwachsene denken häufig, sie wüssten, was für Kinder verdaulich ist», sagt Anja Scheffer. Das hält sie auch für ein Problem an vielen von Erwachsenen produzierten Filmen, die den Klimawandel kindgerecht erklären sollen. Gleichaltrige seien aber viel besser dazu in der Lage, das gegenseitig zu vermitteln. «Kinder können auch harte Themen wegstecken, wenn man sie bespricht und ihnen Raum zum Verarbeiten gibt.»

«Wir sind eine Erde.
Wir müssen zusammenhalten.»

Ileyna, 12 Jahre

Für manche der jungen Schauspieler:innen funktioniert Anja Scheffers Trick gegen Nervosität, andere überlegen sich ihre eigenen Strategien. Ileyna zum Beispiel. Sie ist zwölf Jahre alt, ihr dunkles Haar reicht ihr bis zum Kinn. Wenn sie groß ist, möchte sie vielleicht mal Ärztin werden, um Menschen zu helfen. «Oder ich werde Politikerin. Die sollen ja eigentlich auch Menschen helfen», sagt sie in der Pause. «Die machen das nur nicht.» Sie kann sich vorstellen, das zu ändern. «Nur vielleicht nicht als Bundeskanzlerin. Dann hätte ich gar keine Zeit mehr für mich.» Für den Moment vor der Kamera hat sie sich etwas gegen die Anspannung überlegt: «Ich tue so, als ob ich grummelig bin, und denke mir Schimpfwörter aus. So was wie ‹Kakaogebrochenes› oder ‹Traubenhirn›.» Heute klappt das nicht. Ihr will partout nichts einfallen. Das Thema ist ernst, vielleicht zu ernst für lustige Schimpfwörter.

Stattdessen stellt sie sich vor, sie sei auf den Malediven. Und plötzlich sprudeln die Wörter nur so aus ihr heraus: «Die Gesundheit in der Klimakrise ist am Ende. Menschen, die unter Überschwemmungen und Trocken-

Die 17 globalen Nachhaltigkeitsziele

Als Kernstück ihrer «Agenda 2030» haben die Vereinten Nationen 2015 siebzehn Ziele verabschiedet, um allen Menschen ein würdiges Leben zu ermöglichen und zugleich weltweit die natürlichen Lebensgrundlagen zu erhalten. Die Ziele stützen sich auf drei Säulen: Ökologie, Soziales und Wirtschaft. Das 17. Ziel ist besonders wichtig, weil eine «nachhaltige Welt» nur gemeinsam erreicht werden kann.

Noch bleiben fünf Jahre Zeit. Allerdings zog UN-Generalsekretär António Guterres im Mai 2023 zur «Halbzeit» ernüchternd Bilanz: Die Weltgemeinschaft sei weit davon entfernt, ihre selbst gesteckten Ziele zu erreichen. Er forderte die Regierungen weltweit auf, «ihre Anstrengungen zur Umsetzung der Agenda 2030 umgehend und deutlich zu verstärken».

Ziel 1: Armut in allen ihren Formen und überall beenden

Ziel 2: Den Hunger beenden, Ernährungssicherheit und eine bessere Ernährung erreichen und eine nachhaltige Landwirtschaft fördern

Ziel 3: Ein gesundes Leben für alle Menschen jeden Alters gewährleisten und ihr Wohlergehen fördern

Ziel 4: Inklusive, gleichberechtigte und hochwertige Bildung gewährleisten und Möglichkeiten lebenslangen Lernens für alle fördern

Ziel 5: Geschlechtergleichstellung erreichen und alle Frauen und Mädchen zur Selbstbestimmung befähigen

Ziel 6: Verfügbarkeit und nachhaltige Bewirtschaftung von Wasser und Sanitärversorgung für alle gewährleisten

Ziel 7: Zugang zu bezahlbarer, verlässlicher, nachhaltiger und moderner Energie für alle sichern

Ziel 8: Dauerhaftes, breitenwirksames und nachhaltiges Wirtschaftswachstum, produktive Vollbeschäftigung und menschenwürdige Arbeit für alle fördern

Ziel 9: Eine widerstandsfähige Infrastruktur aufbauen, breitenwirksame und nachhaltige Industrialisierung fördern und Innovationen unterstützen

Ziel 10: Ungleichheit innerhalb von und zwischen Staaten verringern

Ziel 11: Städte und Siedlungen inklusiv, sicher, widerstandsfähig und nachhaltig machen

Ziel 12: Für nachhaltige Konsum- und Produktionsmuster sorgen

Ziel 13: Umgehend Maßnahmen zur Bekämpfung des Klimawandels und seiner Auswirkungen ergreifen

Ziel 14: Ozeane, Meere und Meeresressourcen im Sinne nachhaltiger Entwicklung erhalten und nachhaltig nutzen

Ziel 15: Landökosysteme schützen, wiederherstellen und ihre nachhaltige Nutzung fördern

Ziel 16: Friedliche und inklusive Gesellschaften für eine nachhaltige Entwicklung fördern

Ziel 17: Umsetzungsmittel stärken und die Globale Partnerschaft für nachhaltige Entwicklung mit neuem Leben erfüllen

heit leiden, bekommen meist keine Hilfe», sagt sie. «Der Globale Norden muss dem Globalen Süden helfen. Wir sind eine Erde. Wir müssen zusammenhalten.» Die letzten Silben hallen nach.

Voll konzentriert bei der Arbeit

Zusammenhalt und Partnerschaften, um die Nachhaltigkeitsziele zu erreichen. Für dieses 17. Ziel hat sideviews die beteiligten Klassen und Lehrkräfte des Projekts zusammengetrommelt. Noch nie in dem ganzen Projekt haben sie alle gemeinsam an einem Video gearbeitet, immer waren es einzelne Klassen. Jetzt sind sie alle hier, mehr als hundert Schüler:innen. Sie warten vor dem Saal, bis sie dran sind. Die Anspannung ist hoch. Eine Szene nach der anderen wird gedreht. Erwachsene wie Kinder legen sich ins Zeug, Schulklasse nach Schulklasse kommt herüber aufs Set. Es wird laut, die Luft stickiger. «Alle Sägen hierher», ruft Anja Scheffer. Die Sägen – das sind ein paar der Kinder. Andere sind Äxte, wieder andere Bäume, auf die es das Werkzeug abgesehen hat. Die Äxte und Sägen machen sich ans Werk. In Zeitlupe fällt ein Baum nach dem anderen zu Boden. Nicht nur einmal, sondern so oft, bis das Filmteam zufrieden ist.

«Wenn alle Reichen für einen Tag auf der Straße leben, was würde sich verändern?»

Frage aus den Unterrichtsmaterialien zum Filmprojekt

An der Seite stehen einige Lehrkräfte und beobachten gespannt das Geschehen. Eine von ihnen ist Anahita Würden. Die 36-Jährige ist Ileynas Klassenlehrerin an der Rosa-Parks-Grundschule, mit ihrer Klasse war sie in dem Projekt aktiv. «Die Filme sind wie ein Ventil, ein Sprachrohr für die Kinder, um ihre Ideen und Forderungen publik zu machen.» Sie selbst arbeitet schon mit den bereits fertiggestellten Filmen im Unterricht. «Andere Erklärfilme merken sich die Klassen weniger gut wie diese. Da bleibt viel mehr hängen», sagt sie. «Die Clips schaffen es, ganz dicht Informationen zu vermitteln, aber nicht theoretisch, sondern als Geschichten, erzählt von Gleichaltrigen.»

Anahita Würden weiß, wie schwer es mitunter fallen kann, Nachhaltigkeit im Unterricht zu behandeln. «Als Lehrkräfte haben wir vielleicht Angst, dass das Thema zu kompliziert ist.» An ihrer Schule ist das anders: Seit

Diese Kinder wollen das Schicksal der Welt selbst in die Hand nehmen – Anja Scheffer leitet die Choreografie bei den Dreharbeiten im Bethanien in Berlin.

diesem Schuljahr ist freitags immer Projekttag, bei dem sich alles um die Umwelt dreht. Dabei kommen die bereits fertigen Filme zum Einsatz. «Die Videos sind ein Supereinstieg in das Thema», sagt sie, besonders geeignet seien sie für Kinder ab der dritten Klasse. Für jüngere Kinder sind sie hingegen noch zu komplex.

Anstöße zur Auseinandersetzung geben

Parallel zu den Filmen ist ein Kartenset entstanden, das Lehrkräfte und Schüler:innen der drei Grundschulen mit sideviews entwickelt haben – es kann auf der Website des Kollektivs, wo auch die Filme zu sehen sind, heruntergeladen werden. Texte und Grafiken erklären darauf die einzelnen Ziele. Andere Karten schlagen Diskussionsfragen zu den Videos vor. Wieder andere sind Anleitungen für Spiele und Gedankenexperimente. «Wenn alle Reichen für einen Tag auf der Straße leben, was würde sich verändern?», fragt eine Karte. Auf ihrer Vorderseite schläft ein Mensch mit Krone auf einer Parkbank. Für das Team von sideviews ist das Kartenset «ein echtes Herzensprojekt», so Anja Scheffer. «Wir haben selbst sehr viel gelernt.»

Wie selbstverständlich erklärt Billie im Bethanien, warum die Politik Jüngere bei der Lösung all dieser Probleme einbeziehen sollte. «Wir haben viele tolle Ideen, weil wir noch offener und kreativer als die Erwachsenen sind», sagt sie. «Weil wir noch nicht arbeiten müssen, können wir uns mit den Themen beschäftigen, die uns wichtig sind.»

«Jetzt dürft ihr mal machen, was euch die Erwachsenen sonst verbieten», ruft Anja Scheffer durch das Stimmengewirr. Streiten, schimpfen, drohen, obszöne Handgesten – den jungen Schauspieler:innen mangelt es nicht an Ideen. Zwei Gruppen stehen einander gegenüber, darunter auch Billie und Maia. Ihre Gesichter sind wutverzerrt. Sie heben die Fäuste, setzen zu stummen Schreien an, nähern sich und schlagen in Zeitlupe zu, bis sie alle zu Boden gehen. Für einen Moment herrscht Krieg. Billie, Maia und die anderen stellen ihn nur dar, aber sie wissen: Anderswo ist er Realität.

«Sie leben nicht mehr in einer heilen Kinderwelt.»

Anja Scheffer, Kollektiv sideviews

«Die Beschäftigung mit den Zielen für nachhaltige Entwicklung macht die Wunden der Welt, der Gemeinschaften, unserer Lebensweisen oder einer persönlichen Situation sichtbar», warnen die beteiligten Klassen, Lehrkräfte und Künstler:innen in der Einführung zum Unterrichtsmaterial: Ungleichheitsverhältnisse, Gewalt oder Katastrophen würden thematisiert. Die Karten könnten Wunden aufreißen. Zum Beispiel bei Kindern, die mit ihren Eltern vor Krieg geflohen sind. «Bitte geht achtsam damit um und überlegt, was ihr wem wann zumuten möchtet», heißt es darauf. Anahita Würden ist klar, wie

sensibel das Thema für betroffene Kinder sein kann. Dennoch sei die Behandlung im Unterricht elementar. Denn: Durch die Medien bekämen sie sowieso vieles mit. «Sie leben nicht mehr in einer heilen Kinderwelt.»

«Die Filme haben mir gezeigt, wie viel wir zusammen erreichen können.»

Ileyna, 12 Jahre

Nach zig Szenen und noch mehr Wiederholungen neigt sich der Tag dem Ende zu. Der große Saal ist bereits geschlossen, jetzt wird auf dem Platz vor dem Bethanien getobt. Ileyna, die angehende Ärztin oder Politikerin, freut sich über das, was sie geschafft haben: «Die Filme haben mir Hoffnung gemacht. Sie haben mir gezeigt, wie viel wir zusammen erreichen können», sagt sie. In den kommenden Wochen geht der Unterricht für die Gruppe wieder wie gewohnt weiter. Manche müssen Klassenarbeiten nachschreiben, die sie wegen des Projekts verpasst haben. Und alle müssen sich gedulden, bis sie ihren Film sehen können: Der Schnitt wird einige Zeit dauern.

Drei Wochen später ist es so weit – die Premiere des siebzehnten Films steht an. Draußen ist es dunkel, der Schulhof der Fichtelgebirge-Grundschule im Berliner Stadtteil Kreuzberg verlassen. Ganz oben in der Aula leuchten die Lichter. Einen roten Teppich gibt es nicht, dafür graue Bodenmatten. Die Klassen tummeln sich darauf. Die Älteren sitzen hinter ihnen auf Stühlen. Die Aula ist voll.

Das Licht erlischt. Es wird ruhig. Die Blicke sind auf die Leinwand gerichtet. Billie zuckt zusammen, als ihr übergroßes Abbild den Erwachsenen einheizt. «Wir sind hier, weil es so nicht weitergeht», hört sie sich selbst sagen. Knapp fünf Minuten später ist der Film zu Ende. Das Publikum klatscht und klatscht. Eltern, Filmteam und Lehrkräfte geben Feedback. «Da steht man als gestandener Filmemacher, und die Kinder haben Ideen, auf die kommst du als Erwachsener einfach nicht», sagt Daniel Harder. Eine Lehrerin ist gerührt. «Ich bin überwältigt. Ihr könnt so stolz auf euch sein!», sagt sie.

«Ich hoffe, dass die Filme etwas bewirken.»

Carlotta, 9 Jahre

Billie hat gemischte Gefühle: «Andere halten mich vielleicht für eine Rampensau, weil ich gerne vor Publikum rede, aber mich selbst auf der Leinwand zu sehen ist etwas anderes», sagt sie. Dennoch möchte sie mehr Filme wie diesen machen. Ihre beste Freundin Zoé, die sich in dem Clip für Meeresschutz starkgemacht hat, ergänzt: «Es hat mega Spaß gemacht. Ich bin traurig, dass es jetzt vorbei ist.» Auch Carlotta, die eben noch auf der Leinwand auf die Bedeutung von sauberem Trinkwasser hingewiesen

Links: Billie fordert gleiche Rechte für alle – unabhängig von Geschlecht und Herkunft. Ungleichheiten zu verringern gehört zu den 17 Zielen.

Mitte: Die Nachricht der weit mehr als hundert beteiligten Kinder ist deutlich: Wir geben nicht auf!

Rechts: Nach der Premiere des Films bekommen die Klassen viel Lob. Sie alle wissen inzwischen, wie viel Arbeit in den wenigen Video-Minuten steckt.

hat, wollte unbedingt das Ergebnis sehen. Gefallen hat es ihr sehr, zudem hofft sie, «dass die Filme etwas bewirken».

Wenn Kinder zu Lehrenden werden

Die Hauptpersonen und ihr Publikum unterhalten sich noch etwas in der Aula, dann gehen sie nach Hause. Morgen früh ist wieder Schule. Doch ganz ist das Projekt noch nicht vorbei. Alle 17 Filme sind zwar abgedreht, es soll allerdings weitergehen – wenn es nach Anja Scheffer, Daniel Harder und den Kindern geht. Sie wollen ein «Peer-to-Peer-Projekt» auf die Beine stellen. Das bedeutet: Gleichaltrige bilden Gleichaltrige weiter. Die Wissensvermittlung innerhalb der eigenen Altersgruppe kann bei komplexen Themen von Vorteil sein, da die Kinder über einen ähnlichen Erfahrungshorizont verfügen.

«Die Filme sollen jetzt raus in die Welt. Wir möchten mit den beteiligten Kindern, die Lust haben, an Schulen gehen und das Unterrichtsmaterial vorstellen», erzählt Anja Scheffer. Auch Fortbildungen für Lehrkräfte sind geplant. Ob das umsetzbar ist, steht und fällt mit der Finanzierung. Gefördert wurde das Filmprojekt von der Europäischen Union, dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend sowie der Berliner Senatsverwaltung für Mobilität, Verkehr, Klimaschutz und Umwelt. Doch die Hauptstadt hat zuletzt massive Kürzungen beschlossen, insbesondere im Kulturetat. Viele künstlerische und pädagogische Initiativen, aber auch zahlreiche Institutionen geraten dadurch in massive Schwierigkeiten oder stehen vor dem Aus. Angesichts dessen ist die Weiterfinanzierung der geplanten Anschlussprojekte noch unklar.

Die Kinder lassen sich davon nicht unterkriegen. «Ich wünsche mir, dass die Videos Leuten helfen zu erkennen, wie viel gerade schiefläuft», sagt Billie. Daniel Harder und Anja Scheffer ist es besonders wichtig, dass die Filme und die Unterrichtsmaterialien zu den Nachhaltigkeitszielen in möglichst vielen weiteren Schulen genutzt werden. Schon jetzt konnten sie einiges bewegen. «Ich habe so oft zugeschaut, wie sich Kinder die Filme angucken und gleich selbst etwas machen wollen», sagt sie. «Die Filme sind ansteckend.» Und bevor Zoé und Billie gemeinsam die Aula verlassen, fasst Zoé noch einmal das Wichtigste zusammen: «Die Situation auf der Welt wird zwar schlimmer, aber immer mehr von uns checken es auch.»

Das Kollektiv **sideviews** hat mit Kindern und Lehrkräften Filme zu den 17 Nachhaltigkeitszielen gedreht und dazu auch ein Kartenset entwickelt – auf Englisch und auf Deutsch. Das Material ist gedacht für Kinder, Eltern, Schulen und alle, die sich mit den Zielen auseinandersetzen wollen. Es ist frei zugänglich unter: www.side-views.com/goal-17-get-together-now.

Weitere Texte aus der Rubrik «Zum Glück» finden Sie online: www.ews-schoenau.de/magazin/zum-glueck

ZUGESPITZT

«GREIFE NICHT NACH DEN STERNEN, VERSUCHE NICHT, UNSTERBLICH ZU WERDEN»

EINE HOMMAGE VON MATTHIAS DEUTSCHMANN

BEI DER GEDENKVERANSTALTUNG FÜR DEN EWS-PIONIER MICHAEL SLADEK ERINNERT DER KABARETTIST MATTHIAS DEUTSCHMANN AN IHN: IRONISCH, NACHDENKLICH – UND VOLLER GEDANKENSPRÜNGE.

Rund 300 Menschen waren es, die sich Ende März in Schönau im Schwarzwald zusammengefunden hatten, um des Lebens und Wirkens eines ganz und gar außergewöhnlichen Menschen zu gedenken: Dr. Michael Sladek, Familienvater, praktizierender Arzt, charismatischer Stromrebell. Eingeladen hatten die Elektrizitätswerke Schönau – und damit das Unternehmen, das er vor über drei Jahrzehnten gemeinsam mit seiner Frau Ursula und weiteren Mitstreiter:innen aus dem kleinen Schwarzwaldstädtchen gegründet hat.

Doch das stand an diesem sonnigen Samstag nicht im Fokus der Veranstaltung – sondern die Erinnerung an den kühnen Aufbruch einer Handvoll entschlossener Bürger:innen, an inspirierende Lebensleistungen. Vor allem aber wurden die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umstände beleuchtet, unter denen die Schönauer «Stromrebellen» nach Tschernobyl Schritt für Schritt das eigene Stromnetz übernahmen und für eine atom- und kohlestromfreie Energieversorgung kämpften. Binnen weniger Jahre wurde Schönau zum deutschen Mekka und zur Schaltzentrale der sich gerade erst formierenden Bürgerenergiebewegung. Zentrum und Sinnbild aller Aktivitäten war ein Möbelstück aus dem Besitz der Sladeks, das auch auf der Gedenkveranstaltung nicht fehlen durfte: der schwere, runde Eichentisch, um den sich über viele Jahre Mitstreiter:innen und Expert:innen aller Couleur versammelten, um Pläne auszuhecken, Bürgerentscheide vorzubereiten, Allianzen zu schmieden.

«Mut kann man spüren» – so formuliert es Michael Sladek noch letzten Juni in seinem Beitrag für das Energiewende-Magazin: Mut, der aus freudvoller Gegenwart, solidarischer Gemeinschaft und tatkräftiger Sorge um eine bessere Zukunft entsteht. Ihn als wissbegierigen, lebensfrohen Genießer und Kulturbegeisterten hätte es bestimmt gefreut, wie viele sich an diesem Tag im März zu seinen Ehren versammelten, um gemeinsam den Reden und Gesprächen am alten Familientisch und den Musikbeiträgen zu lauschen. Und sicher wäre er sehr gespannt darauf gewesen, wie der von ihm so geschätzte Kabarettist Matthias Deutschmann ihn wohl zu diesem Anlass aufs Korn nehmen würde. Die Hommage an ihn können Sie hier in der Manuskriptfassung lesen.

MATTHIAS DEUTSCHMANN

In memoriam Dr. Michael Sladek

Es ist schon lange her, da gab es einen Parteitag einer damals noch großen und christlichen Volkspartei unter dem Motto: «Mitten im Leben!» Bitte was? Da revoltiert der abgebrochene Germanist in mir: Mitten im Leben? Das ist doch kein ganzer Satz – da muss doch noch was kommen! Wir alten Gelegenheitschristen riechen die Pointe. «Mitten im Leben … sind wir vom Tod umgeben.» Ist das Luther? Martin Luther? Martin Luther King? Nein, es ist älter. Ganz alt! Frankreich. Achtes Jahrhundert. Frankreich? Hat es damals schon Frankreich gegeben? Konnte man damals schon sagen: «Leben wie Gott in Frankreich»?

Merken Sie es? In meinem Kopf ist der Assoziationsmotor angesprungen. Denken im Leerlauf. So kommen wir nicht weiter – wir sind hier nicht im Kabarett! Wir sind heute im legendären Schönau. De mortibus nihil nisi bene! Über die Toten nichts als Gutes! Diese eiserne Regel für jeden Nachruf ist mittlerweile schon etwas rostig geworden. Zudem ist es eine falsche Übersetzung der altbekannten lateinischen Maxime. Korrekt übersetzt heißt es: Wer über die Toten sprechen will, muss gut reden können. Ich danke für das Vertrauen, dass Sie mir entgegenbringen!

Über Michael Sladek ist viel geschrieben worden. Über ihn, seine Frau Ursula und die wackere Freischar der Schönauer Stromrebellen. 1998 haben wir in der Gutedelgesellschaft in Müllheim beschlossen, den «Markgräfler Gutedelpreis für kreativen Eigensinn und Schwimmen gegen den Strom» nach Schönau zu vergeben. Schwimmen gegen den Strom, das hat noch auf keinen der reichlich diversen Preisträgerinnen und Preisträger so zugetroffen wie auf Dr. Michael Sladek. Wenn ich mir alte Bilder von ihm ansehe – die ungestüme Fülle seines alttestamentarischen Haarwuchses, der mächtige Bart: Es ist nicht der Bart des Propheten, nein, es ist der Bart des Apologeten, des Verteidigers der guten Sache. Unserer guten Sache, die historisch betrachtet doch oft in schlechte Hände geriet. Also legt der resolute Rebell selbst Hand an, und zwar mit praktischer Vernunft. Die Ohnmacht überwinden und ins Handeln kommen, das ist die Lebensmaxime des Michael Sladek.

Individualpsychologisch macht das Sinn, denn als Humanmediziner wusste er aus Erfahrung, dass viele körperliche Leiden als psychosomatische Kollateralschäden

Matthias Deutschmann am 22. März in Schönau. * Foto: Albert J. Schmidt

Reden, Musik, Kabarett, Gespräche am runden Tisch – die Gedenkveranstaltung für Michael Sladek.
Foto: Albert J. Schmidt

der individuellen Ohnmacht daherkommen. Ohnmacht macht krank. Der Mensch muss ins Handeln kommen, um Schaden von Leib und Seele fernzuhalten. Bleib gesund, genieß die Freuden des Lebens. Du wirst es brauchen, es ist ein weiter Weg. Feiere deine Etappensiege. Leere mit vielen Gleichgesinnten regelmäßig ein Fass Gutedel. Gut und edel sei der Mensch, hilfreich und vor allem entschlossen. Greife nicht nach den Sternen und versuche nicht, unsterblich zu werden. Der Philosoph Epikur hat das schon vor 2.000 Jahren dem Übermenschen Elon Musk ins Stammbuch geschrieben. Größenwahn macht unglücklich. Auf der Erde, im Tesla und auch auf dem Mars.

Michael Sladek glaubte an das Gute im Menschen. Und er hat hinzugefügt: «Obwohl ich weiß, es geht auch andersrum.» Dr. Sladek machte sich da nichts vor. Der Kämpfer für die gute Sache ist kein Heiliger. Auch er verspürte die Versuchungen der Machtentfaltung im politischen Nahkampf. Aber er kombinierte seinen kämpferischen Lebensmut wieder mit praktischer Vernunft. Im politischen Streit soll der Gegner Mensch bleiben: «Nicht er ist mein Angriffsziel, sondern das, wofür er sich entschieden hat.» Semper pro homine, numquam ad hominem! Sie gestatten, dass ich Zuflucht zum Lateinischen nehme. Es ist eine Laudatio, da darf man das. Michael Sladek würde es gewiss estimieren, denn in frühester Jugend wollte Michael Papst werden. Später hat ihn das «Ora et labora» der klösterlichen – na sagen wir einmal – «Lebenskunst» interessiert. Beten und Arbeiten ist etwas zu kurz gegriffen, denn bei den Mönchen kam das Lesen hinzu! Ora et labora et lege! Wer lesen kann, ist im Vorteil.

Michael Sladek hat sich trotz substanziellen Interesses nicht für ein Leben in klösterlicher Gemeinschaft entschieden. Aber seinen Confessiones ist zu entnehmen, dass er, als Unikat der Ökologiebewegung – und bei dem Wort Unikat darf man die starke Frau an seiner Seite nicht vergessen – also: dass er, die starke Persönlichkeit, auf die Kraft der Gemeinschaft setzte. Das ist sein Credo. Von Hannah Arendt stammt die Aussage: «Nicht der Mensch bewohnt diesen Planeten, sondern Menschen. Die Mehrzahl ist das Gesetz der Erde.» Ein starker Satz. Auch die Demokratie lebt nicht im Singular. «We the People!» Die Demokratie ist die Herrschaft des Volkes über das Volk, also so etwas wie Selbstbeherrschung. Es ist mir an dieser Stelle ein Bedürfnis, auf das berühmte Böckenförde-Diktum hinzuweisen: «Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.» Das ist Sache der politischen Kultur. Dazu gehört aber, so Böckenförde, eine gewisse Homogenität. Homogenität ist aus der Mode gekommen. Ein potenzielles Unwort in der Welt zunehmender volatiler Identitäten. Bei aller Diversität. Eine Art von Übereinstimmung muss hergestellt werden – so wie Jürgen Habermas sich das erträumte. Nicht von oben, sondern von unten. Mit der zwanglosen Zwingkraft des besseren

Arguments. Klingt ein bisschen nach einem politischen Perpetuum mobile – sorry!

Der legendäre Erfolg der Schönauer Initiative ist ein Triumph unmittelbarer Demokratie vor Ort, errungen durch Kommunikation und Argumentation. Die Anzahl der Betroffenen war mit bloßem Auge überschaubar, und sie waren als Mitbürger erreichbar. Heute ist das nicht mehr selbstverständlich, jemandem, der klingelt und um ein Gespräch bittet, Aufmerksamkeit zu schenken und sich Argumente anzuhören. Es fällt persönlich immer schwer, dem besseren Argument den Vortritt zu lassen. Aber dafür gibt es ja bei Wahlen die geheime Abstimmung, verbunden mit der felsenfesten Übereinkunft, dass Abstimmungen akzeptiert werden.

Donald Trump kennt keine Niederlage. Für ihn ist eine Niederlage ein geraubter Sieg. Might is right! My only law is tooth and claw. Bisher war es noch üblich zu sagen: Ich bin zwar nicht von allen gewählt worden, aber ich bin selbstverständlich der Präsident aller Amerikaner. Stattdessen hat Trump sich auf Gott berufen. Gott hat mich gerettet, weil Gott noch einiges mit mir vorhat. Warum hat Gott den Attentäter in Schussposition kommen lassen? Welcher Gott macht so was? Streifschuss am Ohr. Wozu der Zirkus? Hat Gott vielleicht selbst geschossen? Hat der Streifschuss die Wahlen entschieden? War es ein Gottesurteil?

Jetzt bin ich entgegen meiner Absicht etwas satirisch geworden. Aber Satire hat für Michael Sladek zur politischen Auseinandersetzung dazugehört! Ich kann den blasphemischen Schwefelgeruch gerne aus dem Saal herausblasen.

Der Tag der Vereidigung von Donald Trump war der 20. Januar. Der Tag des Dr. Martin Luther King. Wäre er dabei gewesen, hätte er seine Prophetenstimme erhoben und im Namen des Allmächtigen laut gerufen: «America, you are too arrogant. If you don't change your ways, I will rise up and break the backbone of your power!»

Die Luft ist wieder rein! Lassen Sie mich als satirischen Hasenfuß einen letzten Haken schlagen: Der berühmte Arzt Wilhelm Reich schrieb 1946: «Liebe, Arbeit und Wissen sind die Quellen unseres Lebens. Sie sollten es auch beherrschen.» Dazu schreibt Mathias Greffrath: «Der Satz ist so richtig, dass er fast trivial ist. Aber damit sie unser Leben beherrschen können, müssten wir uns mit denen anlegen, die über diese Quellen herrschen: Mit der blinden und maßlosen Wachstumswut unserer Wirtschaftsordnung, die immer mehr Menschen zu inhaltsloser Arbeit verdammt oder sie ihnen ganz nimmt, und dabei die Natur zerstört. Mit den Patentierern des Wissens, den Privatisierern der Kulturschätze, den Politikern, die unser Bildungswesen sehenden Auges verrotten lassen. Mit den großen Kapitalien, die aus den Medien Zerstreuungsmaschinen gemacht haben, die Menschen trennen statt verbinden und die Schönheit und die Sinnlichkeit zu Waren machen.

Der Kampf gegen sie – er ist auch eine Form der Liebe: zu unserem Planeten, zu den Schätzen, die uns allen gehören, zu unseren Kindern, denen wir dies alles weitergeben wollen. Dieser Kampf erst bereitet den Boden für die wunderbarste Quelle unseres Lebens: die Liebe. Denn wie schlecht steht es um die Liebe in einer verwüsteten Welt, in einer Gesellschaft mit Zeitmangel und ohne Solidarität, wie ärmlich bleibt sie, wenn unsere Köpfe vermüllt und unsere Seelen voller Furcht sind?»

Ich bin versucht, auszurufen: Fürchtet euch nicht! Aber ich glaube, ich bin nicht der Typ dafür. Wir erinnern uns an Michael Sladek, an den Arzt, der sich die Zeit genommen hat, seinen Patienten beizustehen. An den Mann, der für seine Ziele gestritten hat, der geduldig sein, aber auch fluchen konnte. Er war kein Freund des Lamentos. Wenn wir desillusioniert sind, heißt das nicht, dass wir resignieren. Der Pionier weiß die Umwege zu schätzen. Wichtig ist, dass wir uns bewegen und – wie es Dr. Sladek formulierte – «ins Handeln kommen». Es gibt den berühmten Satz des Revolutionärs vor dem Standgericht: «Wir Revolutionäre sind Tote auf Urlaub.» Das klingt nicht nach Robinson Club und Zeitvertreib. Aber man beachte den Plural, den Sprung ins «wir». Rein individuell und persönlich betrachtet läuft uns allen irgendwann die Zeit ganz von alleine davon. Das gehört zum Leben. Gut, dass es Menschen gibt, die etwas weitergeben können – sei es eine zündende Idee, ein Rezept für Begeisterung oder einfach das eine Wort, das sich im Winter auf ein Wahlplakat verirrte: Zuversicht.

Danke, Michael Sladek!

Matthias Deutschmann, geboren 1958 in Betzdorf, begann bereits 1979 während seines Studiums in Freiburg, sich mit politischem Kabarett zu beschäftigten. Er trat zunächst mit einer studentischen Kabarettgruppe auf, ab 1985 folgten Soloprogramme und gelegentliche Auftritte in der ARD und im ZDF. Deutschmann lebt mit seiner Familie in Freiburg im Breisgau.

Weitere Texte aus der Rubrik «Zugespitzt» finden Sie online: www.ews-schoenau.de/magazin/zugespitzt

IMPRESSUM

EWS ENERGIEWENDE-MAGAZIN

HERAUSGEBER
Sebastian Sladek (V.i.S.d.P.)
EWS Elektrizitätswerke Schönau eG
Friedrichstraße 53/55
79677 Schönau

www.ews-schoenau.de

REDAKTION
Frank Dietsche, Werner Kiefer

REDAKTIONSANSCHRIFT
Redaktion Energiewende-Magazin
Lehrter Straße 57 / Haus 1
10557 Berlin

redaktion@energiewende-magazin.de

ABOVERWALTUNG
Daniel Butwillis
abo@energiewende-magazin.de

PRINT

ABONNEMENT
Die Printausgabe des Energiewende-Magazins kann kostenlos ganz einfach über das Bestellformular auf unserer Website abonniert werden: www.ews-schoenau.de/abo-print

TEXTE
Anne Backhaus, Florian Bayer, Matthias Deutschmann, Boris Gotchev, Ronja Hofmann, Judith von Plato, Katja Richter, Petra Völzing, Gunther Willinger

FOTOS
Kathrin Harms, Peter Himsel, Monika Keiler, Patrick Münnich, Agung Parameswara, Albert J. Schmidt, Kathrin Spirk, Saskia Uppenkamp

GESTALTUNG, LAYOUT, BILDRECHERCHE
Katrin Schoof

REDAKTIONELLE MITARBEIT
Jari Gärtner

LEKTORAT UND KORREKTORAT
Georg Dietsche, Tina Wessel

BILDNACHWEISE
Umschlagfoto: Saskia Uppenkamp; S. 3: Bernd Schumacher; S. 8: Miyawaki: renature.co; S. 38 Adobe Stock; S. 40: (Muschelschale) VvoeVale / iStock, (A) weichtiere.at, (B) Rainer Zenz / Creative Commons; S. 41: (C) Stefan Didam / Creative Commons, (D) Imago Images, (E) David Fleetham / Alamy Stock, (F) Imago Images / blickwinkel

BILDBEARBEITUNG
hausstætter, Berlin

DRUCK
Karl Elser Druck GmbH, Mühlacker

ONLINE

WEBSITE
www.ews-schoenau.de/energiewende-magazin
www.energiewende-magazin.de

NEWSLETTER
www.ews-schoenau.de/newsletter

ONLINE-REDAKTION
Georg Dietsche, Jari Gärtner, Werner Kiefer, Amaya Romano, Katrin Schoof

BILDRECHERCHE
Katrin Schoof

LEKTORAT UND KORREKTORAT
Georg Dietsche, Tina Wessel

Erschienen im April 2025

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste sowie die Vervielfältigung auf Datenträgern nur nach Genehmigung des Herausgebers. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Wir übernehmen keine Gewähr für Links, die zu fremden Websites führen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird ebenfalls keine Gewähr übernommen.

EWS
ElektrizitätsWerke
Schönau

DIE ZUKUNFT LIEBT REBELL:INNEN.

Dein Herz schlägt für die Zukunft?
Dann werde Teil von uns. Die EWS stehen seit 30 Jahren für 100 % Ökostrom und 100 % selbstbestimmte Energieversorgung. Mit unseren Produkten, Förderprojekten und vielem mehr kämpfen wir für eine nachhaltige Zukunft mit echter Teilhabe.

30 JAHRE EWS

Komm in die EWS-Genossenschaft!
ews-schoenau.de/30-jahre-ews

NOCH VIEL MEHR
ZU DEN THEMEN
ENERGIEWENDE,
KLIMAKRISE,
ANTI-ATOM,
GRÜNE TECHNOLOGIEN,
ÖKONOMIE;
MIT INTERNATIONALEM
UND REGIONALEM FOKUS,
IN AKTUELLEN
UND NACHHALTIGEN
REPORTAGEN,
INTERVIEWS,
FOTOS UND
BERICHTEN
FINDEN SIE ONLINE:

www.ews-schoenau.de/magazin

ISSN 2698-9115